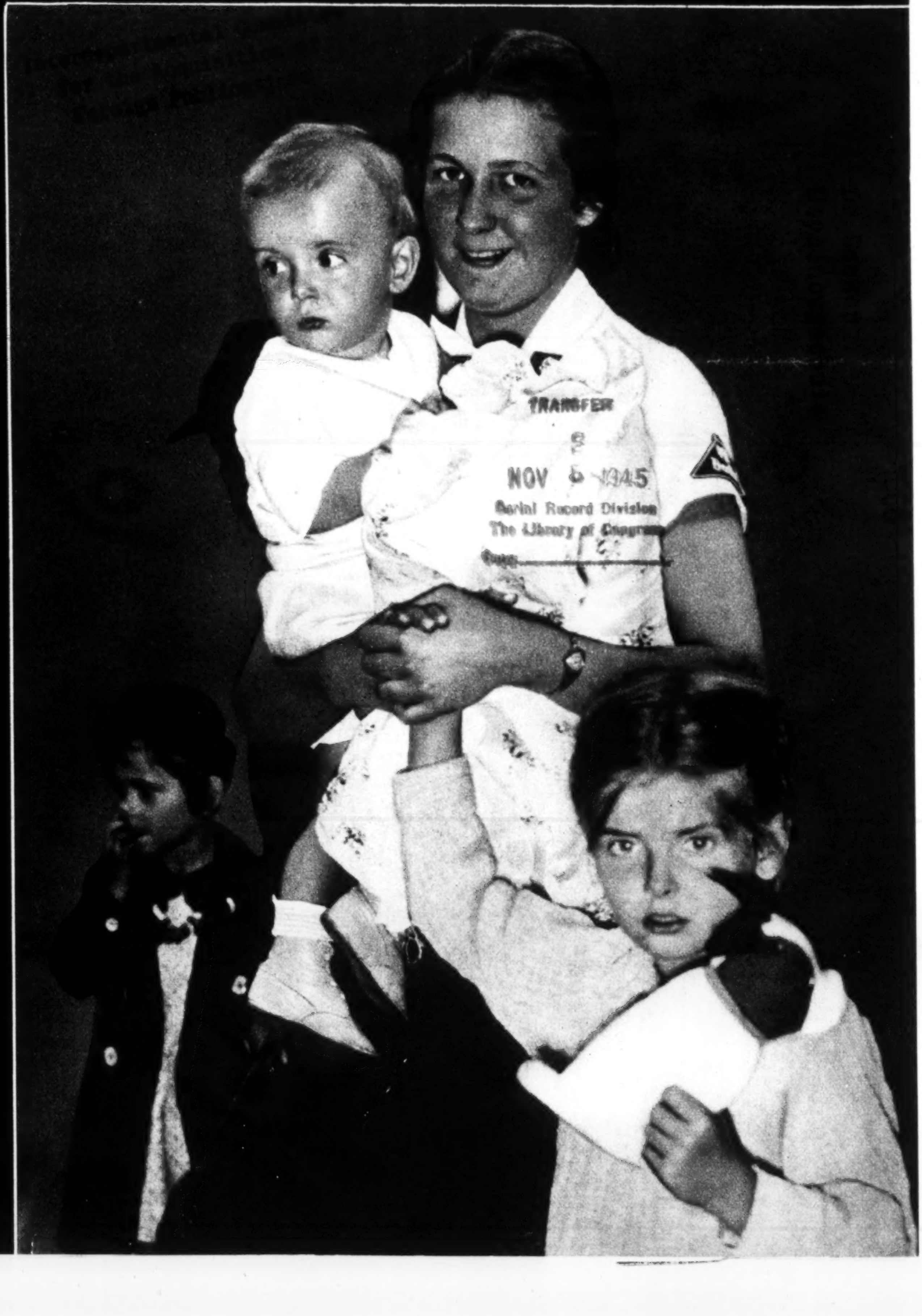
Reichs-Elternwarte

Heft 20 1939

Erscheint vierzehntäglich
★
Postort Berlin

Heftpreis
25
Rpfg.



TRANSFER
NOV 1945
Serial Record Division
The Library of Congress

BdM betreut Flüchtlingskinder

Aufnahme: Presse-Bild-Zentrale

Amtliche Mitteilungen

Zulassung zur gehobenen Postlaufbahn

Bereits im Jahre 1937 entschloß sich das Reichspostministerium, die Anforderungen für die Zulassung zur Laufbahn des gehobenen (damals gehobenen mittleren) Dienstes zu senken und für die Bewerber nicht mehr das Abitur, sondern das Reifezeugnis für O. II zu fordern.

Nachdem die „Verordnung über die Vorbildung und die Laufbahnen der deutschen Beamten vom 28. Februar 1939" als Nachweis der allgemeinen Vorbildung für den unmittelbaren Eintritt in den gehobenen nichttechnischen Dienst den Besitz des Abschlußzeugnisses einer anerkannten vollausgestalteten Mittelschule oder eines als vollausgestaltet anerkannten Aufbauzuges an einer Volksschule verlangt, werden in Nr. 41 des "Amtsblattes des Reichspostministeriums" Erläuterungen zur Laufbahnverordnung bekanntgegeben, denen wir folgendes entnehmen:

„Von den Bewerbern, die im Besitz des Abschlußzeugnisses einer anerkannten vollausgestalteten Mittelschule oder eines als vollausgestaltet anerkannten Aufbauzuges an einer Volksschule sind, werden diejenigen bevorzugt berücksichtigt, die am Unterricht in der zweiten Fremdsprache (französisch) teilgenommen haben. Bewerber mit dem Zeugnis einer öffentlichen oder staatlich anerkannten Handelsschule mit zweijährigem Lehrgang oder höheren Handelsschule werden bei der Deutschen Reichspost nicht zugelassen."

Die Verordnung vom 28. Februar 1939 bestimmt in § 27, daß die Bewerber zum Nachweis der Vorbildung für den unmittelbaren Eintritt in den gehobenen technischen Dienst das Reifezeugnis einer in die Reichsliste eingetragenen höheren technischen Lehranstalt der geforderten Fachrichtung besitzen. In den Erläuterungen des Reichspostministeriums wird hinzugefügt: „Bewerber mit fremdsprachlichen Kenntnissen werden bevorzugt."

Alle in das Beamtenverhältnis berufenen Bewerber für den gehobenen Dienst, auch der technischen Dienstzweige führen bei der Deutschen Reichspost die Dienstbezeichnung „Postinspektoranwärter", innerdienstlich mit dem Zusatz der Fachrichtung, der sie angehören, und zwar:

- P des gehobenen Postdienstes in den Fachrichtungen Postfach-, Bahnpost- und Postscheckdienst,
- F des gehobenen Fernmelde- und fernmeldetechnischen Dienstes in den Fachrichtungen Fernsprech-, Telegraphen-, Telegraphenbau- und Funkdienst,
- Fu des gehobenen Funkdienstes,
- M des gehobenen Maschinendienstes in den Fachrichtungen maschinentechnischen und kraftfahrtechnischen Dienst sowie
- HB des gehobenen Hochbaudienstes.

Drei oder vier Kinder?

Wenn die großen Zahlenreihen der Statistiker lebendig werden sollen, werden die Ergebnisse der Zählungen gern auf die Familie, den Einzelmenschen, auf Gemeinden, Kreise oder Gaue aufgeteilt. Die sogenannten Durchschnittszahlen, die sich dann ergeben, sind ungefähre Maßstäbe für die Beurteilung oder Bewertung eines bestimmten Lebensvorganges. Wenn in der bevölkerungspolitischen Aufklärungsarbeit als Mindestfamiliengröße eine Familie mit vier Kindern bezeichnet worden ist, dann hat auch dies einen tieferen Grund, den wir hier aufhellen möchten: Auf 100 000 Mädchen werden 106 500 Knaben geboren. Dazu kommen 5500 Totgeborene, das sind zusammen 212 000 Kinder. Von 100 000 Mädchen erreichen das 16. Lebensjahr 90 211. Von 100 000 Mädchen sind bis zum 45. Lebensjahr verheiratet 79 033. 10 v. H. der Ehen sind kinderlos. Es bleiben an fruchtbaren Ehen 71 130. Um den Bestand zu erhalten, müssen diese 71 130 Frauen wieder 212 000 Kindern das Leben schenken. Notwendige Kinderzahl pro Ehe 3,0. Ein Volkswachstum tritt nur ein, wenn jede Ehe vier oder mehr Kinder hat.

Sicherung des Volksschullehrernachwuchses. Aufbaulehrgänge für Volks- und Mittelschüler

Um den Nachwuchs für die Hochschulen für Lehrerbildung sicherzustellen, beabsichtigt der Reichserziehungsminister begabte Volks- und Mittelschüler, die zu Ostern 1939 das Schulziel erreichen, in Aufbaulehrgängen, die für Volksschüler vier Jahre dauern sollen, unter besonders bewährten und dafür geeigneten Erziehern und Lehrkräften schulisch so zu fördern, daß sie eine Prüfung ablegen können, die zum Besuch einer Hochschule für Lehrerbildung berechtigt.

Die Schüler der Aufbaulehrgänge werden in Heimen untergebracht, verpflegt und gekleidet. Von den Erziehungsberechtigten, die wirtschaftlich dazu in der Lage sind, ist ein Zuschuß für Verpflegung und Kleidung zu leisten. Ein Schulgeld wird nicht erhoben. Ebenso ist das anschließende zweijährige Studium an einer Hochschule für Lehrerbildung gebührenfrei.

Mit der Auswahl der Schüler sind die Kreisschulräte beauftragt worden, die die Vorschläge der Schulleiter entgegennehmen, nachdem die Einwilligung der Erziehungsberechtigten vorliegt. Die endgültig Vorgeschlagenen werden im März 1939 zu kurzen Schulungs- und Bewährungslagern zusammengefaßt, in denen über die endgültige Zulassung zu den Aufbaulehrgängen entschieden wird.

Bisher erschienene Beiträge zu unserer Aufsatzreihe „Hilfe bei der Schularbeit"

Grundsätzliches:

- Sollen Eltern helfen? 26/1938
- Das Kind soll fragen 1/1939
- Sprechübungen 1/1938, 21/1928
- Was man nicht im Kopf hat .. 16/1939

Deutschunterricht:

- Schulanfänger lernen schreiben .. 8/1938
- Lesenlernen — einst und jetzt 7/1938
- Die Fibel und wir Eltern 11/1938
- Die Satzlehre 5/1938
- Der Nebensatz 6/1928, 7/1938
- Die bösen Verhältniswörter 25/1938
- „Groß" oder „klein" 3/1939
- „Das" oder „daß" 12/1938
- Nachschrift und Fehlerverbesserung 13/1938
- Häusliche Leseübungen 20/1938
- Der Aufsatz 2/1928, 18/1938
- Das Gedicht im Deutschunterricht 17/1938
- Die Zeitung im Unterricht 4/1939
- Lesenlernen — Lesenlehren 8/1939
- Ein neuer Weg, Lesen und Schreiben zu lehren 10/1939
- Muttersprache im Hause 11/1939
- Wörtlich oder nichtwörtlich 13/1939
- Der Aufsatz — das Familienübel 14/1939
- Die Grundbedeutung der Wörter 19/1939

Rechenunterricht:

- Schulanfänger lernen rechnen .. 8/1938
- Das Einmaleins 3/1938
- Die Bruchrechnung 4/1938
- Die Prozentrechnung 10/1938
- Die Zinsrechnung 24/1928
- Borgen, Wechseln und Ergänzen 23/1938
- Rechnen für Sexta-Anwärter .. 4, 5/1939
- Rechnen zur Aufnahmeprüfung .. 6/1939
- Die Dezimalbrüche 7/1939
- Rechnen für die Kleinsten 8/1939
- Acht Jahre Rechnen 9/1939
- Fehler beim schriftlichen Malnehmen 9/1939
- Der Rechenplan der Volksschule 11/1939
- Die Bruchrechnung 12/1939
- Schlußrechnung I. Teil 13/1939
- Schlußrechnung II. Teil........ 14/1939
- Schlußrechnung III. Teil 17/1939
- Die Zeitrechnung 18/1939
- Münzen und Maße 15/1939
- Wiederholen 19/1939

Geschichtsunterricht:

- Geschichte im Elternhause 22/1938
- Wilsons vierzehn Punkte 12/1939

Heimatkunde:

- Die deutsche Landschaft 16/1938
- Großdeutschland 3/1939
- Das Burgenland 8/1939

Erdkunde:

- Das Bild der Erde 19/1938
- Der Atlas 2/1929

Naturkunde:

- Verkannte Tiere 18/1938
- Pilze 21/1938
- Haben Tiere Angst? 22/1938
- Die Fledermaus 25/1938
- Der Wald im Winter 1/1939

Werkunterricht:

- Pendelversuche................ 5/1939
- Schwerkraftprüfung 6/1939
- Der Elektromotor 12/1939
- Der Telegraphenapparat 13/1939

Heft 20 1939

Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NSLB.
von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

Nun schweige ein jeder
von seinem Leid
und noch so großer Not!
Sind wir nicht alle zum Opfer
bereit
und zu dem Tod?

Eines steht groß in den Himmel
gebrannt:
Alles darf untergehn!
Deutschland, unser Kinder-
und Vaterland,
Deutschland muß bestehn!

Will Vesper

Inhalts-Übersicht

Deutschlands Jugend und der 22. August
Von Johannes Otto
Seite 680

Unser täglich Brot . . .
Von Alfred Thiemann
Seite 682

Schickt sich das?
Von Annemarie Hering
Seite 685

Die Schlacht an den Voskuhlen
Von Henrich Hansen
Seite 687

Das Gesicht des deutschen Ostens
Seite 690

Der Klassenkasper
Von Werner Bastine
Seite 692

Ergebnis unseres Preisausschreibens:
»Wer erzählt die schönste Jugenderinnerung?«
Seite 694

Hans Schmidt, der Läutejunge
Jugenderinnerung
von Paul Seidel
Seite 695

Eine Mutter
Gedicht von Herta Grandt
Seite 696

Der schönste Tag
Jugenderinnerung
von Maria Breitsching
Seite 696

Deutsche Mutter in Sibirien
Roman von Leibfried-Kügelgen
Seite 697

Kinder, die uns Sorgen machen
»Ungezogene Kinder«
Seite 701

Kinderwarte
Kurzweil am Feierabend

*

Hilfe bei der Schularbeit

Die Zeitrechnung
Von Willi Kranz
Seite 688

Deutschlands Jugend

Wir sind gewohnt, den täglichen Unterricht damit zu beginnen, daß ein Schüler zur Einstimmung den Wochenspruch der NSDAP. spricht.

Ulrich von Huttens großes Wort: „Deutschland ist da, wo starke Herzen sind", war der Leitspruch jener ewig denkwürdigen Woche, die mit dem 20. August begann, und in der Absicht, ihn als Ausgangspunkt für die Betrachtung des historischen Ereignisses der verflossenen Nacht zu benutzen, betrat ich am Morgen des 22. die Klasse.

Aber es wurde nichts daraus.

Der Sprecher des Wochenspruches kam nicht zu Wort, ein anderer ergriff es für ihn und für die aufgeregte Schülerschar, aber nicht, um Huttens Wort Geltung zu verschaffen, sondern um zu verkünden:

„Der Hieb hat gesessen!"

Seine Rechte unterstrich dabei die Schlagzeile eines Extrablattes, das die Linke wie ein Fahnentuch schwenkte.

„Abschluß eines deutsch-sowjetrussischen Nichtangriffspaktes" stand da zu lesen.

„Der Rundfunk hat es heute morgen schon angesagt!"

„Morgen wird der Pakt in Moskau unterzeichnet!"

„Nun mögen die Engländer kommen!"

„Und die Polen!"

„Die werden sich's überlegen!"

„Wie hat das der Führer bloß fertiggekriegt?!" so scholl es durcheinander, und es dauerte lange, ehe Ordnung in die eifrige und vor Begeisterung überschäumende Gesellschaft zu bringen war.

„Der Hieb hat gesessen!" Ich nahm diesen Ausruf auf: „Wieso und gegen wen?" wollte ich wissen.

Die Antworten kamen wie aus der Pistole geschossen:

„Nun, gegen England und seine Einkreisungsversuche!"

„Der Führer zerschlägt mit diesem Pakt die Einkreisungs- und Einmischungspolitik Englands!"

„Nun können die englischen und französischen Generale aus Moskau abreisen!"

„Nun sind ihnen die Felle fortgeschwommen; an einen Sieg brauchen sie nun schon gar nicht mehr zu denken!"

Dagegen war nichts zu sagen. Auch nicht gegen die treffsichere Beurteilung dieser geschichtlichen Wende der deutschen Außenpolitik und ihrer Bedeutung für den europäischen Frieden.

Und was hier auf diesen Blättern schon anläßlich der Befreiung Sudetendeutschlands als Behauptung ausgesprochen wurde, nämlich, daß die heutige Jugend und die deutsche Schule der Gegenwart in Haltung und Anteilnahme den Beweis für ihre Verbundenheit mit dem völkischen und nationalen Geschehen und damit für pfeilgerade Ausrichtung auf ihre Aufgabe erbracht hätten — in jener Morgenstunde des 22. August wurde es erneut offenbar, welch ein Wandel sich in den Schulen gegen einst vollzogen hat.

Es fehlen für den Außenstehenden vielleicht die eindeutigen Vergleichsmomente für diese Tatsache. Nur die Tage des Kriegsausbruches vor 25 Jahren können wohl als solche herangezogen werden. In Ehren die Hochstimmung dieser Tage, die auch in die Schulklassen gedrungen war und die Lehrende und Lernende in gleicher Weise ergriffen hatte; in Ehren diese unvergleichliche Begeisterung, die die Lehrer von den Kathedern und die Schüler von den Bänken als Kriegsfreiwillige auf die Kasernenhöfe trieb; aber, um der eben angedeuteten Wandlung der Gesamthaltung der Schulen willen die Frage: Wußten wir damals, worum es ging? Wußten wir die Zusammenhänge, die unser Volk in den furchtbarsten aller Kriege getrieben hatten? Wir fühlten nur eine Verpflichtung und handelten demgemäß. Heute aber ist dieses Gefühl durch politisches Verstehen untermauert und damit von vornherein der Wille der Nation, jeden Kampf für Deutschland zu dem guten Ende zu bringen, über die Begeisterungsphase hinaus eisern gesichert. Und während vor 25 Jahren die deutschen Lehrer zu ihren Schülern über die Situation im Europa von 1914 sprachen, erleben sie heute mit ihnen das politische Zeitgeschehen und seine Voraussetzungen und Grundlagen.

Daß der Abschluß des Nichtangriffspaktes mit der Sowjetunion einen gar gewaltigen Schreck — Schock nennt ihn ja die medizinische Wissenschaft — einjagen würde, stellte die Klasse in der nun folgenden „unterrichtlichen Gestaltung" des Ereignisses mit klarem Erkennen der dadurch geschaffenen Lage genau so in den Vordergrund, wie den freudigen Widerhall, den diese neueste politische Tat des Führers im deutschen Volke finden würde. Das Wort von der englischen Unruhepolitik, die eine katastrophale Niederlage erlitten habe, fiel, und die Frage: Wie mögen sich die Engländer wohl nun aus der peinlichen Lage herauslügen? wurde gestellt. Hatte doch Lord George vor gar nicht so viel Tagen behauptet: „Eine Einkreisungspolitik ohne Rußland hat keinen politischen Sinn und keinen militärischen Wert."

„Adolf Hitler hat für ganz Europa eine neue Zeit heraufgeführt; die Zeit, da England sich mit einiger Aussicht auf Erfolg in jede Frage innerhalb Europas und der Welt mischen kann, ist vorbei. Durch eindeutige Entscheidungen klärt er die von England geschaffene verwirrte Lage."

„Während die Demokratien reden, verhandeln, erwägen und abstimmen, handelt der Führer."

und der 22. August

„Der Abschluß eines Vertrages zwischen Deutschland und Rußland ist eine Weltsensation.“

„Adolf Hitler hat sein am 1. April in Wilhelmshaven gesprochenes Wort: »Deutschland wird einer erneuten Einkreisung nicht mehr untätig zusehen«, eingelöst.“ „Bewundernd — wenn auch z. T. nur widerwillig — steht die Welt vor der Tatsache, daß von beiden Vertragspartnern die Verhandlungen völlig geheimgehalten wurden.“

„Das deutsche und das russische Volk haben sich wiedergefunden, und damit dem bisherigen Verhältnis der beiden Nationen eine historische Wende gegeben“ — solche und ähnliche Feststellungen und Erkenntnisse waren das Ergebnis des Unterrichtsgesprächs, bei dem unter leiser Führung des Lehrers (um ein verwirrendes Abschweifen zu vermeiden!) die Schüler ebenso sehr fragend wie antwortend in Erscheinung traten.

„Das deutsche und das russische Volk haben sich wiedergefunden“ — wie es dem deutschen Volk erging, so erging es auch seinen jüngsten Bürgern: diese Feststellung bewegte sie am nachhaltigsten. Und es konnte nicht anders sein, als daß nun vom Lehrer ein historischer Rückblick auf die traditionelle deutsch-russische Freundschaft gab. Mit Zar Peter dem Großen, dem Schöpfer des modernen, westeuropäisch orienten Rußlands, der außer in Holland und in England vor allem auch in Deutschland die Anregungen für seine durchgreifenden Staats-, Wirtschafts- und Wehrreformen empfing, beginnend, führt der Weg dieser Freundschaft über Zar Peter III., den glühenden Verehrer Friedrichs des Großen, und Katharina II. hin zu den Befreiungskriegen, zu denen der von den Russen für ihre und damit mittelbar auch für die deutsche Sache entfachte Brand ihrer Hauptstandt Moskau das lodernde Signal gab. Yorks und des russischen Generals Diebitsch berühmt gewordene „Konvention zu Tauroggen“, Zar Alexanders und König Friedrich Wilhelms III. Bündnis zu Kalisch, die preußisch-russische Waffenbrüderschaft, die bei Leipzig über die Befreiung der deutschen Gaue vom Joche des französischen Eroberers entschied, ist der augenfälligste Beweis dafür, wie fruchtbar sich eine außenpolitische Zusammenarbeit der beiden Länder gestalten kann und wie segensreich zum Heile ihrer Völker.

Das wußte Bismarck, und er zog daraus seine Konsequenzen, die in dem Rückversicherungsvertrag ihren politischen Niederschlag fanden. Der Rückversicherungsvertrag wurde (wie es sich später ergab, zum Unheile für beide Nationen) nicht erneuert, und durch Einmischung der Westmächte — und nur durch diese! — kam es zu Konflikten zwischen beiden Staaten, die weder in ihren beiderseitigen außenpolitischen Belangen, noch in der Psyche ihrer Völker, sondern lediglich in der Intrige und dem Machtwillen Englands ihre Begründung hatten.

In klarer, nüchterner Erkenntnis, daß eine deutsch-russische Zusammenarbeit geradezu naturgegeben ist, hat Adolf Hitler als Realpolitiker den von Bismarck mit so pfleglicher Sorgfalt gesponnenen, dann jedoch zerrissenen Faden wieder geknüpft und befestigt. Das ist kein taktisches Augenblicksmanöver, sondern die instinktsichere Handlung eines wirklichen Staatsmannes, der, wie es in „Mein Kampf“ ausgesprochen wird, die Kunst beherrschen muß, festzustellen, wo gemeinsame Interessen der Völker vorhanden sind, und wo sie ein Stück Weges gemeinsam gehen können.

Beide Völker haben durch ihre Oberhäupter den Wunsch solchen Zusammengehens ausgesprochen, beide ihn mit souveräner Offenheit verwirklicht und damit Europa vor neue Tatsachen gestellt. —

„Wissen auch wir um die gemeinsamen Interessen der Völker Deutschlands und Rußlands?“

Die Frage war kaum gestellt, da überstürzten sich schon die Antworten. Der Junge mit dem Extrablatt las ein Kommentar zu dem deutsch-russischen Wirtschaftsabkommen vor, das ja den Auftakt des politischen Paktes bildete, und in dem die Möglichkeiten des gegenseitigen Warenaustausches erörtert und in dem an Hand von Daten die fast unbegrenzte Aufnahmefähigkeit des einen Landes für die Erzeugnisse des anderen aufgezeigt wurde. Aber auch ohne die Hilfe der Zeitung wußten sie Antwort auf die Frage: Deutschland kann den 170 Millionen Russen Maschinen liefern, elektrotechnische, feinmechanische und optische Erzeugnisse, Eisenwaren, chemische Produkte und Farben, und die Russen können bei uns ihr Bau- und Nutzholz, ihre Kraftstoffe und Oele, Erze, Felle, Textilrohstoffe und Rohtabak absetzen. Wo gibt es Länder, die sich in ihrer Wirtschaft so glücklich ergänzen?!

„Aber der Schlag gegen die englische Einkreisungspolitik ist doch wohl das Entscheidendste bei der Beurteilung dieser politischen Wende!“ meinte, wieder auf den Ausgangspunkt unserer Unterhaltung zurückkommend, ein Junge.

„Und die Neutralen, die vielleicht schon ein wenig nach England geschielt haben, werden schnell wieder die Augen geradeaus nehmen“, bemerkte ein anderer.

„Ob nicht die Türken, die doch mit den Russen Freundschaftsverträge haben, sich nun auch anders zu uns stellen werden?“ wollte schließlich ein dritter wissen.

Ja, der deutsch-russische Nichtangriffspakt eröffnet Möglichkeiten für die europäische Politik, die wir im Augenblick noch nicht übersehen, ja nicht einmal ahnen können. Vielleicht zerbricht man sich in London mehr darüber den Kopf als in Berlin. Anzunehmen ist es.

Aufnahme: Plößer

Unser täglich Brot ...

Von Alfred Thiemann

Nun ist der letzte reife Halm gemäht, und der Segen des Ackers wurde in den Scheunen geborgen.

Der Höhepunkt des Bauernjahres ist überschritten, wenn der letzte vollbeladene, mit Kränzen und bunten Bändern geschmückte Erntewagen auf die Tenne fährt.

Saure Arbeitswochen haben damit ihren Abschluß gefunden. Wochen, in denen vom Frührot bis zur Abenddämmerung die Sensen und die Mähmaschinen das Wort führten und in denen nach Feierabend von jedem Hof der bekannte Klang des Klopfens und Schärfens der Sensen zu vernehmen war.

Wochen aber auch voll geballter Sorge, da das Auge bang zum Himmel emporsah, um eine lichte Stelle in dem Grau in Grau zu finden, aus dem unaufhörlich der Regen strömte, der zu anderer Zeit Segen bedeutet, während der Ernte jedoch den Erfolg eines Jahres aufs Spiel setzt.

Nur eine kurze Zeitspanne steht dem Bauern zur Verfügung, den Lohn seiner Mühe zu bergen; wird sie nicht recht genutzt oder verhindert böses Wetter, sie recht zu nutzen, war alle Mühe umsonst. Es ist, als spreche die Natur nur unwillig ihr Ja zu dem Tun der Menschen, denen es gelang, ihre Gesetze zu

erforschen und sich ihre Kräfte nutzbar zu machen; es ist, als verlange sie Schweiß und Schwielen als Opfer für ihre Gaben und die Sorge dazu. Und wir begreifen gar wohl, weshalb unsere Altvorderen in der Erkenntnis dieser Abhängigkeit den die Natur gebietenden Göttern vor und nach der Ernte Spenden darbrachten.

Noch heute läßt der Bauer eine Ecke seines Haferfeldes ungemäht „für den Alten“ oder für Wodans Pferd, und noch heute heißt es, sich dem Zorn und der Strafe der Himmlischen aussetzen, wenn man mutwillig das reifende Korn niedertritt, das sie in ihren Schutz nahmen. Und sahen wir nicht schon den Bauern des Sonntags über seine Felder schreiten und mit sanfter Hand über die Aehren streichen? War es uns da nicht, als ob er dabei den alten Erntesegen spräche, der die Gottheit versöhnlich stimmen und ihre Hilfe beim Einbringen der Ernte herbeiführen soll?

Erntezeit — Hoch-Zeit im Jahresablauf des Landmannes; Zeit, da es sich entscheidet, ob Segen bei seiner Arbeit war und — ob unser Volk für das kommende Jahr sein tägliches Brot haben wird!

Dachten wir daran, als wir den Bauern mit gelassenem Schwung die Sense führen sahen? Wurde es uns bewußt, für wen er sie führte? Erblickten wir in dem Mäher — er und der Pflüger charakterisieren und symbolisieren ja den Bauernstand — den Mann, der sich für uns und schlechthin für sein Volk müht, damit dieses zu essen habe? Oder haben wir ihn gedankenlos, aber „gefühlvoll“ wegen seiner schweren Arbeit bedauert und wegen seines gesunden Lebens beneidet? Oder haben wir ihn vielleicht sogar belächelt, weil die harte Arbeit seine Bewegungen kantig und der strenge, jahrein und jahraus auf das gleiche Ziel gerichtete Arbeitsablauf seinen Charakter starr und sein Denken — nach unserer Meinung! — einfach und eigenwillig machte?

Ja — haben wir noch — oder schon wieder — eine wirkliche Beziehung zum Bauernstand und zu dem Brot, das wir ihm verdanken? Oder ist für uns das Brot eine „Ware“, wie andere auch, die man irgendwo kauft und gedankenlos auf den Tisch bringt?

Die Bauernfrau wird kein Brot anschneiden, ohne mit dem Messer ein Kreuz über das Brot zu schlagen, sie wird kein Brot so auf den Tisch legen, daß es vom Tisch herabschaut (mit der Schnittfläche nach der Tischkante), und selbst in der Stadt oder in verstädterten Landstrichen besteht noch immer der Brauch, ein Stückchen Brot und ein wenig Salz als erstes in die neue Wohnung zu tragen und aus ihr nie fortzuräumen. Alter und neuer Glaube haben zu kultischen Gebräuchen um das Brot geführt, die auch dann noch bestehen blieben, als ihre religiösen Fundamente in Vergessenheit gerieten oder nicht mehr als gültig anerkannt wurden. Unser Sprachgebrauch machte mit feiner und sicherer Einfühlung in eine Tatsächlichkeit das schlichte Wort Brot zu dem Sammelbegriff aller Nahrungsmittel, und selbst der dem Kirchenglauben Entfremdete wird sich des tiefen Eindrucks jener Bitte im Vaterunser nicht entziehen können, in der um das „tägliche Brot“ — hier sogar erweitert zum Inbegriff aller menschlichen Daseinsbedingungen — gebetet wird.

Sein „Brot“ verdienen oder haben, einem „Brotherrn“ dienen, sind Redewendungen des täglichen Lebens, und das Sprichwort „Salz und Brot macht Wangen rot“ darf weniger als eine Aufforderung zu einfachster Lebensweise, als vielmehr eine Anwendung des Wortes Brot als Sammelbegriff für „Auskommen“ angesehen werden. Jemanden etwas „auf's Brot schmieren“, einem das „Brot nicht gönnen“ — hundertfach wird der Begriff „Brot“ in unserer Sprache angewandt.

Es ist — nun wieder wörtlich genommen — das „liebe Brot“, dessen Mißachtung oder Vergeudung den Kindern als schwerstes Vergehen angerechnet wird. Auch dann schon, wenn das Brot noch auf dem Halm steht und Roggen- oder Weizenfeld heißt, in dem blaue Kornblumen und roter Mohn locken. Im Kornfeld geht die Roggenmuhme um, die Uebeltäter zu fangen und das werdende Brot zu schützen. — Aber – trotz mannigfachen Wortgebrauches – noch einmal die Frage: haben wir wirkliche Beziehungen zum Brot und zu denen, denen wir es verdanken? Reden wir bloß von den Mühen und Sorgen derer, die für unser Brot sorgen oder fühlen wir uns wirklich schicksalhaft mit ihnen verbunden? Ist uns das Wort: „Es trifft ein Volk, wenn Bauern weinen müssen“ eine Gewißheit oder nur eine schön klingende Redensart, die durch eine Probe aufs Exempel — etwa: haben die Bauern hierzulande eine Mißernte, kaufen wir das Korn eben anderswo! — leicht widerlegt werden kann?

Der älteren Generation dürfte die Antwort auf diese Frage nicht schwer fallen. Sie weiß noch um die Not des Krieges, als ein vernachlässigter Bauernstand nicht imstande war, uns ausreichend mit Brot zu versorgen, und von „anderswo" Brot nicht zu haben war. Da stand das Stückchen Brot hoch im Kurs und mit ihm der Bauer, aus dessen Korn es gebacken wurde.

Aber wir sind ein ebenso leichtfertiges wie undankbares Geschlecht. Kaum zehn Jahre nach dem Kriege waren all die Nöte vergessen. Gleichgültigkeit unsererseits und eine unfähige, ja teilweise verbrecherische Staats- und Wirtschaftsführung hatten dem Bauernstand die Grundlagen seiner Existenzfähigkeit entzogen und damit dem Staate die wichtigste Stütze geraubt. Gerade noch in zwölfter Stunde gelang seine Wiederaufrichtung.

Und mit ihr setzte überall — auch in der Stadt — das lebhafteste Interesse für den Bauernstand und das Landleben ein, ein Interesse, das allerdings — und das muß ausgesprochen werden! — sich in den meisten Fällen in Betrachtungen erschöpfte und d e m nichts nützte — auf den es gerichtet war. Die kräftigen Arme, deren der Bauer als Helfer gebraucht, um den Acker zu bestellen und die Ernte einzubringen, die blieben aus. Ja die, die bislang seine Helfer waren, die wandten sich anderer — sie meinten lohnenderer und leichterer — Beschäftigung zu und das Wort „Landflucht" kennzeichnet einen Zustand, der zu Bedenken Anlaß gibt und unser Interesse für des Landes Nährstand als eine billige Begeisterung erscheinen läßt.

Mit Begeisterung allein aber ist nichts getan. Sie führt gar zu leicht zu jener Schwärmerei, die den Gegenstand der Begeisterung in romantischer Verklärung sieht, wie es schon einmal in der Geschichte am Ausgang des 18. Jahrhunderts der Fall war, als eine genußübersättigte gesellschaftliche Oberschicht plötzlich ihr Herz für den Landmann und das Landleben entdeckte und beide in ihren Schäferspielen verniedlichte und dabei verständnislos zusah, wie die Vorbilder ihrer Spiele verelendeten.

Bei der Gesundheit unseres Volkes brauchen wir nicht zu befürchten, daß es zu Aehnlichem kommen könnte. Dafür bürgt uns die beispielhafte Haltung der Ideenträger unseres neuen Staates, die als erste die Aermel aufkrempelten — wörtlich! — und da, wo es not tat, die Zügel in die Hand nahmen oder die Ladegabel, die auf dem Acker, auf der Tenne oder in den Bansen den Segen des Feldes bergen halfen. Die Politischen Leiter, die SA., die Beamten und — nicht zu vergessen! — die Studenten und die Hitlerjugend haben, ohne zu zaudern, zugefaßt und damit ihre lebendigen Beziehungen zum Boden, auf dem das Brotkorn gedeiht, unter Beweis gestellt. Und ihre Einsatzbereitschaft für das große Ganze! Darüber hinaus hat es der Staat nicht an fürsorglicher Betreuung und an Maßnahmen zur Rettung der durch den Mangel an Erntehelfern oder überhaupt an Landhelfern gefährdeten Ernte fehlen lassen und vielerorts den Arbeitsdienst und die Wehrmacht eingesetzt.

Und doch darf unser Gewissen angesichts der Tatsache, daß noch immer auch die letzte Garbe geborgen wurde und wird, nicht einschlafen. Unser Volk darf sein Brot nicht wie eine beliebige Ware kaufen, es soll mit Bewußtsein s e i n Brot essen; Brot, an dem es auch innerlich Anteil hat. Und das will nichts anderes heißen, als daß es wieder dahin kommen muß, daß der Bauer ohne zu seinen Sorgen um Wind und Wetter auch noch die quälende Sorge um tüchtige und ständige Helfer auf seinen Schultern lasten fühlt. Wir berühren hierbei ein Problem, um dessen Lösung sich die Besten in unserm Volk bemühen. Aber gerade diese Tatsache spricht uns nicht von der Verpflichtung frei, auch unsererseits in die Speichen des Schicksalsrades zu fassen, um diesem eine andere Richtung zu geben.

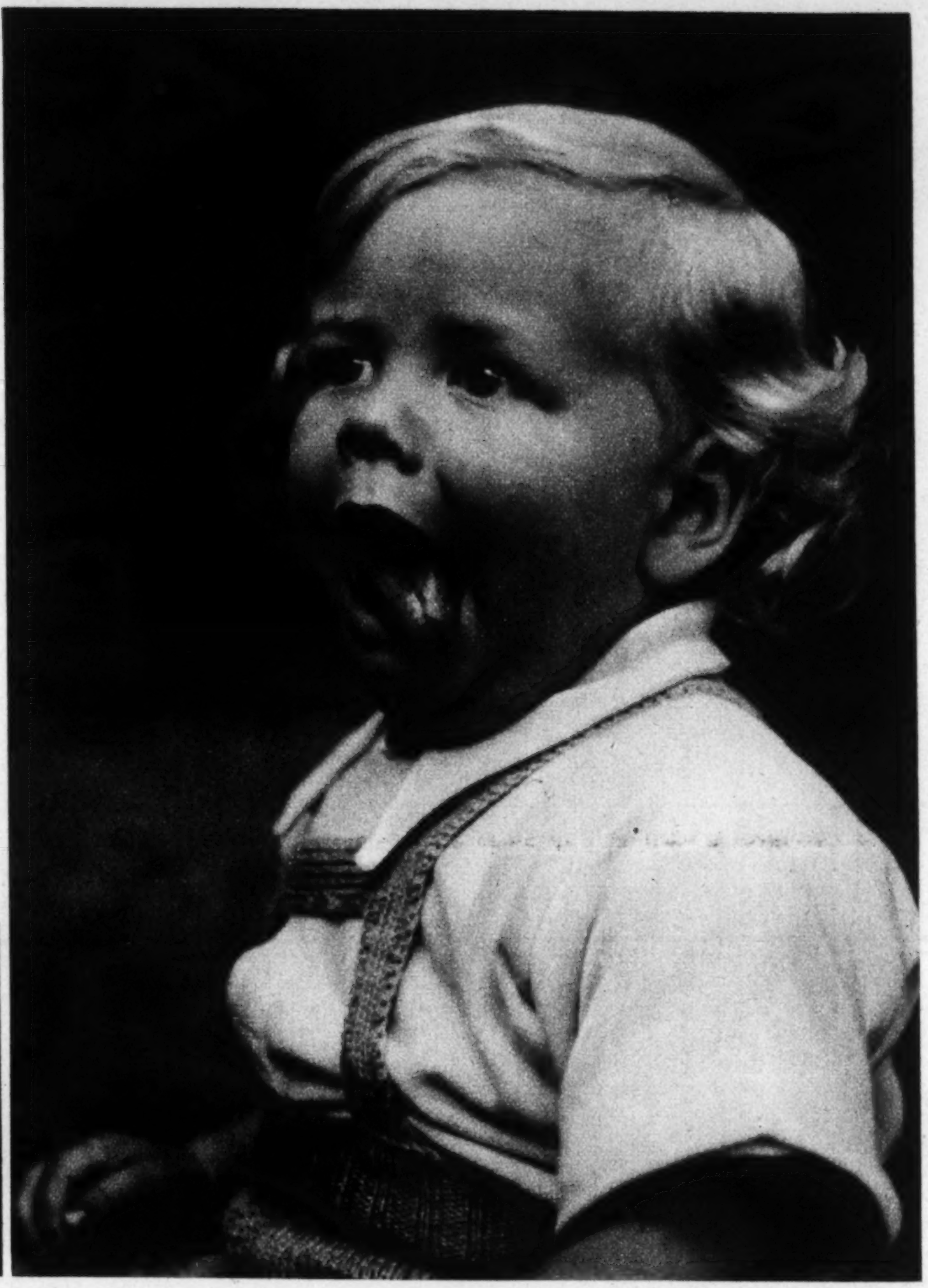
Mit Worten — das wissen wir — ist hier am wenigsten getan; das Beispiel vermag mehr als tausend schöne Worte. Und darum an uns selber, die wir vielleicht irgendwo fernab der lockenden Großstadt auf dem Lande, ganz gleich, in welcher Eigenschaft, tätig sind, zunächst der innerlich bejahte Befehl, in Treue auf unserm Posten auszuharren. Das gibt uns dann die moralische Berechtigung, auch zu andern von der Verpflichtung zu sprechen, dem Lande und der Beschäftigung der Väter treu zu bleiben und der heranwachsenden Jugend diese Verpflichtung als heiliges Vermächtnis ans Herz zu legen. Vielleicht wohnen wir in einem der tausend den Großstädten vorgelagerten Orte, in denen die ländliche Struktur sich zugunsten der städtischen zu ändern im Begriff ist. Oeffnen wir unsern Dorfgenossen die Augen dafür, was sie aufzugeben willens sind und auch dafür, was sie besten Falles eintauschen würden. Sorgen wir dafür, daß die Jugend die noch bebauten Felder, die noch bewirtschafteten Bauerngehöfte, die Wiesen und den Mühlbach, den Bauernwald und die Brache als Heimat erlebt und nicht als Gegebenheiten, zu denen sie nicht mehr Beziehungen hat als die Großstadtjugend, die sie als kuriose Siedlungsform anstaunt und nur als famosen Tummelplatz für ihre Spiele betrachtet, im übrigen aber von dem tiefen Sinn und der hohen Bedeutung bäuerlichen Lebens unberührt bleibt.

Solch Unterfangen, der Verstädterung in einer Gemeinde, die an einer Bruchstelle zwischen Land und Großstadt liegt, entgegenzuwirken, kommt einer Lebensaufgabe gleich. Schlimm, wenn dann die Landwirte nicht bei der Stange bleiben und, die günstige Konjunktur benutzend, ihr Feld zugunsten städtischer Siedlungen parzellieren, wie wir es einstens gleichsam am laufenden Band erlebten. Denn wo der Bauer der Scholle untreu wird, da wirkt sein Beispiel wie ein Signal zur Landflucht. Genau wie umgekehrt sein trotziges Beharren, sein zähes Aushalten und sein Fleiß trotz aller Ungunst der zeitbedingten Verhältnisse manch schwankend gewordenen Dorfgenossen wieder zur Besinnung bringt und ihm wieder den Pflugsterz und die Sense in die Hand nehmen läßt. Zwei rüstige Arme dem Lande erhalten und vielleicht zwei weitere ihm wiedergewonnen zu haben — auch das ist Dienst am Vaterland und wohl wert, sich mit allen Kräften dafür einzusetzen. —

Gelassen schreitet der Bauer hinter dem Pfluge; mit kraftvoll-gemäßigtem Schwunge mäht er das reifende Korn. Auf daß wir Brot haben, unser täglich Brot . . .

Denken wir daran, wenn wir seiner Arbeit zuschauen? Und fühlen wir eine Verpflichtung?

Aufnahme: Adolf Schmidt



Schickt sich das?

Gute Formen bei kaltem Herzen sind freilich immer noch besser als gar keine Formen, aber es muß festgestellt werden, daß eine sogenannte steifleinene Wohlerzogenheit oft kaum mehr als eine höfliche und glatte Schale ist. Löbliche Ermahnungsbücher für Ungeschliffene wurden zu allen Zeiten geschrieben. „Es schickt sich nicht, daß ein Brautpaar bei der Trauung lacht, ein liebliches Lächeln indessen kleidet die Braut . . ." — „Es schickt sich nicht, in Gegenwart anderer die Nase zu schnäuzen." — „Es schickt sich nicht, vor einem Besuche Zwiebeln, Schnittlauch oder Käse zu essen, damit man nicht in einen üblen Geruch komme . . ." — „Es schickt sich nicht, eine behandschuhte Hand zu reichen, wenn der andere keinen Handschuh trägt . . ." — „Es schickt sich nicht, wenn eine jüngere Person eine ältere in der Straßenbahn stehen läßt . . ." Halt, hierzu müssen wir einmal ein nüchternes Wort sprechen. Es ist sieben Uhr. An den Straßenbahnhaltestellen warten zahlreich die jungen Verkäuferinnen. Mit müden Beinen, denn sie haben acht Stunden hindurch hinter den Ladentafeln bedient. Gleichzeitig steigt ein halbes Dutzend froh vergnügter Kaffeekränzchenschwestern mit ein. Sie haben ein paar trauliche Stunden im Grünen gesessen und fahren nun, getränkt mit Kaffee, Kuchen, Gartenmusik und fröhlichen Gesprächen wieder heimwärts. Es sind ja auch zwei, drei alte Damen darunter, und ein paar Stationen weiter bricht sich schon die verhaltene Empörung Bahn: Unerhört! Das ist wohlerzogene Jugend von heute. Ehrfurcht vor dem weißen Haar gibt es nicht mehr. Zu unserer Zeit wäre das unmöglich gewesen, daß ein älterer Mensch steht und ein junger sitzt. Daß die junge blasse Verkäuferin vor Müdigkeit in ihrer Ecke eingeschlafen ist, wird gar nicht in Erwägung gezogen. Gewiß würde das junge Mädchen sofort aufspringen, um einem Kriegsverletzten Platz zu machen, denn er hat Anspruch darauf. Der Arbeiter, der einen Werktag hindurch in dem Getöse des Fabriksaals hinter seiner Maschine gestanden hat, die Gemüsefrau am Wagen, die Krankenschwester, die oft von früh bis in die Nacht nicht von

den Füßen kommt, all die Träger eines anstrengenden Broterwerbs haben ein Recht auf ihren Sitzplatz, auch wenn sich das „nicht schickt".

Es ist bekannt, daß Menschen, die nach China reisen wollen, sich zuvor im Rülpsen üben. Rülpsen, das ist eine höchst wichtige Vokabel im chinesischen Schicklichkeitswörterbuch. Hat dir der Gastgeber ein reiches Mahl vorgesetzt, und du rülpst nicht zum Schluß laut und voll Behagen, so hast du die chinesische Tischsitte verletzt und giltst fortan als ein unhöflicher Europäer. Bei uns dürfen nur Babies rülpsen, nachdem sie die Milchflasche ausgetrunken haben. Die Mutti wartet sogar ängstlich darauf, denn es soll gesund sein. Ein paar Jahre später kriegt das Kind einen Klaps: „Man rülpst nicht bei Tisch, es schickt sich nicht..."

Gute Manieren glätten den Lebensweg, aber sie sind nicht immer anerziehbar. Wie oft erlebt man es, daß Geschwister, die die gleiche gute Erziehung genossen hatten, so grundverschieden in ihrer Lebensart sind. Der eine meistert spielend das Leben mit seinen tadellosen Allüren, die ihm angeboren sind, der andere eggt überall an. Er weiß sich eben nicht zu benehmen, soviel er sich auch Mühe geben mag. Höflichkeit und Geschmeidigkeit liegen ihm nicht, und die Paragraphen tadelloser Gesellschaftsformen hat er nie vollzählig im Kopf. Früher gab man jungen Menschen ein hübsch gebundenes Büchlein mit Goldschnitt und Vergißmeinnichtranken auf den Lebensweg. Hier hast du ihn und nimm ihn an, den guten Ton in jeder Lebenslage. Herzklopfend schlug der junge Mann, der seinen Antrittsbesuch bei seinem Vorgesetzten zu machen hatte, auf Seite 44 nach, ob er den Zylinderhut unter den Stuhl zu stellen habe oder dem Mädchen abzuliefern. Zum ersten Male fern dem mütterlichen Rate und nur auf den guten Ton angewiesen! Auf Seite 45 erfuhr er klipp und klar, daß er eine straffe Haltung einzunehmen habe, und daß er etwa beim heiligen Knigge nicht das linke über das rechte Bein zu schlagen habe, sondern um Himmels willen das rechte über das linke. Was würde man sonst von ihm denken?

Rote Rosen für die Hausfrau sind unter allen Umständen zu vermeiden, denn menschliche Herzensgewohnheit hat diese königliche Blumenart seit Jahrhunderten in Lied, Wort und Tat gesellschaftlich unmöglich gemacht. Welche Blume unpersönlicher Farbe und möglichst duftlos er für die Gattin des Vorgesetzten zu wählen habe, erfährt der geängstigte Jüngling einwandfrei. Leider riecht es aber so doll nach Kampher und Naphta in dem plüschenen Empfangssalon, daß Mutters großer Jüngster einen salvenartigen Niesezustand bekommt. Der Blumenstrauß zittert in der Hand, die Augen tränen und, o Entsetzen, nun hat er auch das Taschentuch vergessen, weil keine Mutter es hilfsbereit für ihn zurechtlegte. Nein, solche Zwischenfälle sind im „Guten Ton" nicht vorgesehen. Wenn wenigstens einer lachte. Aber lachen schickt sich nicht, und der junge Mann scheint ihnen so unmöglich, wie ein blühend roter Rosenstrauß, der nicht durch den Verlobungsstrauß legitimiert ist. „Teure Tochter, die du an der Schwelle deines Lebens stehst, laß dir deines Vaters Ratschlag zu Herzen gehen!" Ein vergilbtes Buch aus dem Jahre 1780 spricht: ... So wünsche ich, teure Amalie, daß Du von der höchstgefährlichen Kunst des Tanzens nur gerade soviel lernen mögest, um an einem sogenannten Ehrentage Dein Menuett oder einen ähnlichen, wirklich edlen, nicht in wildes Springen und liederliche Vermischung beiderlei Geschlechter ausartenden Tanz mitmachen zu können. Von einem Mädchen oder Weibe, welche Du das sogenannte Walzen mit Neigung und Ausdruck tanzen siehst, magst Du besorgt sein, daß es mit der Unschuld und Reinigkeit ihres jungfräulichen Herzens entweder schon dahin sei, oder daß sie wenigstens jetzt, da sie sich diesem schlüpfrigen Tanze überläßt, in großer Gefahr schwebt, sie zu verlieren. Bedaure jene Unselige, aber fliehe ihr Beispiel. Sie hat den guten Ton aufs gröblichste verletzt!"

Was sagen unsere krinolinenbereifte Großmamas zu dieser häßlichen Beschuldigung ihres über alles geliebten Walzers? Man sieht, guter Ton ist ein wandlungsfähiger Begriff. Auch der Walzer hatte seine Entwicklung durchzumachen, bis er schließlich hoffähig wurde.

Ein deutscher Philosoph hat einmal gesagt: Zu gute Erziehung ergibt Zwergobst. Da ist eine kleine blasse, geradezu entsetzlich wohlerzogene Dreizehnjährige das helle Entzücken aller Tanten und Onkels, die in der Beherrschung des guten Tones in so frühen Jahren bereits eine Lebensleistung erblicken. „Ich habe Dir etwas mitgebracht, Helene," — „Wie nett von Dir, Tante Marie", Knix, Handkuß, „Möchtest Du die Ferien bei uns verleben, Helene?" — „Wie nett von Euch, Onkel". Knix, Handkuß. Helenchen, das wohlerzogene dreizehnjährige Kind würde niemals imstande sein, der Tante jubelnd um den Hals zu fallen, „das ist ja einfach knorke, Tante, Du bist ganz groß." Nein, das tut Helene nicht. Von den jungen Lippen, die sonst in diesem Alter holden Unfug plappern und lachen, fließen kindfremde Höflichkeitsphrasen. Mit 6 Jahren schon eine Erwachsene, fast beging sie nie eine Unkorrektheit, tat nie etwas, was sich nicht schickt.

. . . ihre rosenfrische Jugend,
ihre Sittsamkeit und Tugend
und die herrlichen Talente!
Aber dennoch denk ich immer
daß es auch nicht schaden könnte,
wäre sie ein bissel schlimmer . . .

Auch Wilhelm Busch hat recht in diesem Fall. Von dem guten Ton, der allzusehr auf Kosten der inneren Entwicklung geht, halten wir heute nicht mehr viel. Unsere Zeit verlangt eine tatkräftige und aufgeschlossene Jugend, sie hat einen Lebenston, der freilich nicht in dem Goldschnittbändchen von Anno dazumal zu finden ist. Die Veredlung des jungen Menschenkindes ist eine Vertrauenssache, und die Mutter unserer Zeit, die so in voller Spannung zwischen zwei Generationen lebt, muß tief hineinhorchen in die neue Zeit und ihre Anforderungen an das Kind, um das rechte Verständnis aufzubringen.

Hans kommt das erste Mal von großer Fahrt. Braun, kühn, die Knie verschrammt, von ganzem Herzen ein zehnjähriger Pimpf. „Und ihr habt selbst gekocht?" — „Prima, Mutti, ganz groß, Speckerbsen."

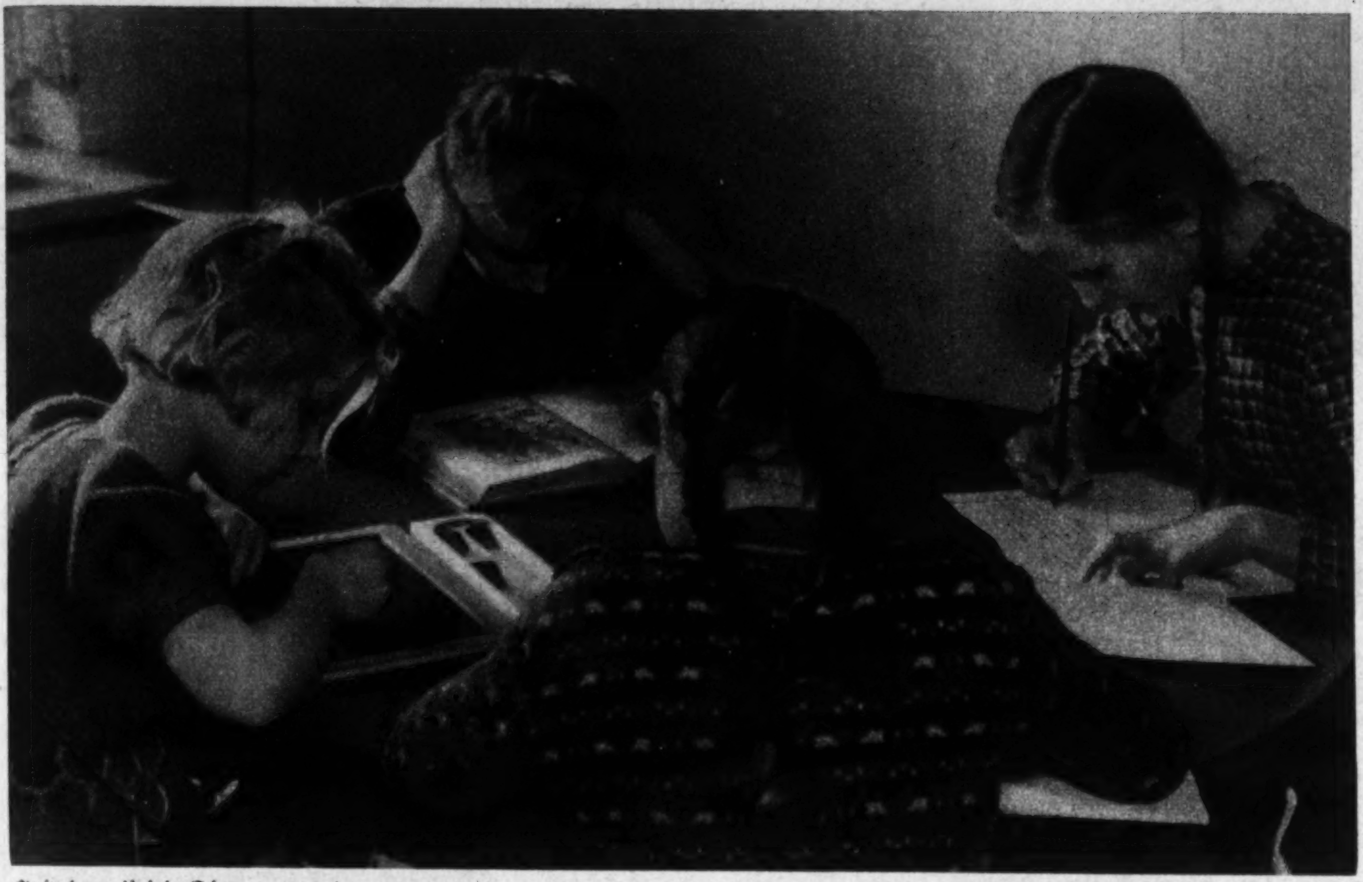
Schneller als Mutter sich entsetzen kann, schmeißt er himmelhoch ein Bein über die Stuhllehne, rückt sich mit beiden Ellenbogen an den Tisch und schmettert „Gut Fraß, ran . . ." Vater fällt der Löffel aus der Hand, und Mutter setzt die Terrine erst gleich nochmal hin. Nachmittags schon geht sie zur Mutter des jungen Führers. Sie kämpfen nicht etwa wie die Löwinnen um den so tödlich verletzten guten Ton. Nein, sie unterbreiten dem jungen Scharführer Vorschläge. Sie haben sich schließlich auf „Gut Schmaus" geeinigt. Es ging wunderbar. Das gute Beispiel wirkt immer mit stärkerer Eindringlichkeit als heftige Beschwerde und meistens wird auch etwas erreicht damit. In einer Zeit, die nach sozialer Ausgleichung strebt, verändert sich in einzelnen Zügen naturgemäß das, was wir unter „Guten Ton" verstehen. Mumienhafte Freundlichkeit, die starr wie Eisen, stets auf Kosten der Natürlichkeit ging, konnte nur auf dem Boden einer verkrampften Zeit lagern. Gemeinschaftliches Denken entwickelt seine guten Formen aus andern Quellen. Anstelle des dürren, streng erhobenen Fingers: „Das tut man nicht, das schickt sich nicht" . . . blüht heute frisches, junges Gefühl der Verantwortung, das den täglichen Lebensformen jene Richtung gibt, die über die ängstlich abgemessenen kleinen Wohlbedachtheiten hinauswächst. Wir können einfach von unsern Jungen und Mädels, die von Tag zu Tag mehr in eine gemeinschaftliche Lebensform hineinwachsen, nicht verlangen, daß sie uns in jener zarten Weise „den Hof machen", wie es manchem Elternherz eben wohltäte.

Annemarie Hering

Der Herbst stand schwer über unserem Land an der Nordsee. Wenn man in diesen gesegneten Oktobertagen hinauswanderte vom kleinen Dorf zur See hin, an den Wällen und buschbestandenen Knicks vorbei, schritt man durch ein Paradies von Farben und Licht. Dunkelrot hingen die Beeren an den Ebereschenbäumen, aus den Gärten leuchteten die letzten Astern, gelb und rot kuschelten sich müde Blätter an den Bäumen und darüber dunkelblau der Himmel. Wir Jungen schritten oft durch diese Pracht, das heißt, wir liefen wohl mehr, denn um diese Jahreszeit war es so wie im Leben der Völker. Es war die Zeit, da man in den Krieg zu ziehen pflegt. Die Ernte ist dann geborgen! So auch wir. Unweit meines Elternhauses war eine alte Sandgrube. Das war unser Kampfplatz! In der Nähe davon befanden sich eine Reihe Fuchsbauten. So hieß denn diese Sandgrube bei uns plattdeutsch die „Voskuhle", d. h. Fuchsgrube. Um den Besitz dieser strategisch und taktisch gleich wertvollen Stellung — sie lag hart an der Straße, die zum Bahnhof führte — führten wir mit den Jungen unseres Nachbardorfes viele Jahre schwerste Kämpfe durch. Und das besonders im Herbst. Manchmal, als der Weltkrieg tobte, und ich im Schützengraben beim Schein einer Kerze den Heeresbericht las: „Im Osten nichts Neues", — während noch in der letzten Nacht erst schwere Patrouillenkämpfe eben um unseren Abschnitt getobt haben, — mußte ich lächeln. Versonnen und fern dieser Stunde: Einmal deswegen, weil es bekanntlich im Felde immer etwas „Neues" gab, und zum andern entsann ich mich vor allem unserer Kämpfe um die Voskuhle. Es war zu meiner Kinderzeit ein geflügeltes Wort geworden unter Jungen zu fragen: „Is wat los an de Voskuhlen?" worauf dann entweder die Antwort erfolgte: „Et wer güstern bombig!" oder es hieß einfach und *plastisch*: „Ne, schiet!", was soviel bedeuten sollte, daß die Stellung *wiedereinmal* an den Gegner verloren war. Und um die Weihnachtstage hieß es: „Ne, nix nies."

Die Vorgeschichte des Kampfes um die Voskuhlen ist beachtenswert. Zunächst hatten wir rein zufällig einmal diese Stellung an den Voskuhlen bezogen. Das heißt, beziehen müssen. Das war so gekommen. Eines Tages kam eine Gruppe Jungen von dem Ringreiterfest aus A. zurück. Wir hatten in dem Orte unter den großen Kastanienbäumen gestanden und — gewiß war es nicht richtig — die Gastfreundschaft unserer Nachbarn insofern nicht geachtet, als jeder von uns seine Mütze voller reifer leuchtender Kastanien mit auf den Heimweg nahm. Das war ein schwerer Eingriff in die uralten Rechte der Jugend von A. Lustig schnatternd, siegessicher und unbelastet zogen wir die Straße heimwärts. Nun kamen wir an den Voskuhlen vorbei. Ein Krösus — Hein Mertens hieß er — hatte für 10 Pfg. Salmiak-Pastillen gekauft. Sie wurden hier an dieser Stelle verteilt. Frisch gestärkt sollte der Weg fortgesetzt werden. Da heulte Fite Klausen urplötzlich auf. Fite war von der Natur nicht eben mit körperlichen Vorzügen bedacht. Die kleine stämmige Figur mochte schon gehen. Die beiden abstehenden roten Ohren aber und das gleichfarbige Borstenhaar forderten boshafte Elemente geradezu zum Angriff heraus. Vermutlich hatte die Dorfjugend von A. ihn als den Urheber des Attentats auf ihre heiligen Rechte angesehen. Sie waren uns tückischerweise querfeldein gefolgt und hatten hier Stellung bezogen an den Voskuhlen. Ihr erstes Opfer war Fite, der Unglücksrabe, geworden. Ein schwerer Tannenzapfen hatte eines seiner leuchtendroten Ohren getroffen. Wer nun glaubt, daß die so schmählich überfallene Gemeinschaft sich kampflos zurückgezogen hätte, ist im Irrtum. Mit wüstem Gebrüll eilten wir alle auf die Voskuhlen zu. Im Nu flogen unsere Kastanien gegen den nicht sichtbaren Gegner, der so gut in Deckung gegangen war, daß nur hin und wieder ein runder Jungenkopf nach oben tauchte. Ein Hagel von Tannenzapfen von den Voskuhlen her war die Antwort auf unsere erste Salve. Wieder waren einige von uns an den empfindlichsten Körperteilen getroffen. Ein Blessierter auf unserer Seite kam dadurch hinzu, daß Fite — der sich nun als Anführer entpuppte, — beim scharfen Ausholen zum Wurf einen neben ihm stehenden Kameraden schwer die Nase angeschlagen hatte. Der Angeschlagene verließ unter wüsten Drohungen, er würde sich ins Gegnerlager schlagen usf., den Kampfplatz. So machten wir denn, die Zurückgebliebenen, nach regelrechtem Feuergefecht, und als alle Kastanien verschossen waren, den Sturmangriff auf die Höhe. Mit wüstem Gebrüll erstürmten wir dieses feindliche Nest. Es war leer! — — Der Feind hatte unter Mitnahme aller unserer Kastanien, die wir unklugerweise nach oben geschossen hatten, die Stellung geräumt. In weiter Ferne sahen wir ihn fluchtartig auf seine Heimatortschaft A. zueilen. Der gemeine Trick war gelungen. Die Gegner führten im Triumph die wiedereroberten Kastanien in ihr Heimatdorf zurück.

Seit der Zeit schworen wir dem Dorfe Rache und forderten regelmäßig unsere Gegner zum Kampfe heraus. Das Blachfeld blieben die Voskuhlen. Und noch erst vor wenigen Tagen, als ich wieder einmal nach langen Jahren an der Kampfstelle vorbei kam, sah ich oben am Rande der Voskuhlen zwei runde Jungenköpfe auftauchen. Vorposten der Feinde aus A. Seit jener Stunde war es mir klar, daß man auch um Kastanien einen Erbfeind bekommen kann, dessen grausame Unversöhnlichkeit den Kampf noch nach Generationen fortsetzt, auch wenn die Kastanienbäume nicht mehr stehen.



Aufnahme: Ursula Scherz

Die Zeitrechnung

In Nr. 18 der RLW. hatten wir allgemeine Ausführungen über die Zeitrechnung gemacht. Wir bringen heute die Fortsetzung. Und fallen gleich ohne lange Vorrede mit der Tür ins Haus: Vom Begriff des Jahrhunderts sprachen wir. In welchem *Jahrzehnt* des laufenden Jahrhunderts leben wir? (Im vierten!) Das 4. Jahrzehnt hat am 1. Januar 1931 begonnen; es endet am 31. Dezember 1940. Daß zur Messung der Zeit die ewig gleichförmigen Bewegungen der Himmelskörper dienen, sagten wir bereits. Durch die zweifache Bewegung der Erde um die Sonne liegen zwei Zeitmaße für uns fest: Tag und Jahr! Einen Tag oder 24 Stunden braucht die Erde, um sich einmal um ihre eigene Achse zu drehen. Rund 365¼ Tage — ein Jahr! — vergehen, und die Erde hat außerdem einmal ihre Bahn um die Sonne zurückgelegt. (Einzelheiten hierüber siehe RLW. Nr. 18.) Die Bewegungen und verschiedenen Lichtgestalten des Mondes legen das Zeitmaß Monat fest! Ungleich lang fallen die Monate aus! (Warum? Siehe RLW. Nr. 18!) Wir prägen uns gut ein: „Ap-Jun-Se-No"! Dieses seltsame Kauderwelsch stellt ein mnemotechnisches Hilfsmittel dar und soll dem Gedächtnis einprägen: Die Monate April, Juni, September und November haben alle eine gleiche Länge von 30 Tagen! Daß der Februar 28 Tage bezw. im Schaltjahr 29 Tage hat, ist leicht zu behalten. Bleiben die Restmonate Januar, März, Mai, Juli, August, Oktober und Dezember mit 31 Tagen! Als weiteres mnemotechnisches Hilfsmittel für besseres Behalten im Gedächtnis wollen wir es nicht unterlassen, unsere Kinder auf das „Knöchelkunststück" hinzuweisen! Die Fingerknöchel der linken Hand — rechts geht es auch! — *ohne Daumen* zeigen die Monate mit 31 Tagen an; in den Zwischenräumen der Finger, den Knöchelgruben, liegen die Monate mit 30 Tagen (Februar 28 bezw. 29!). Also Zeigefingerknöchel, Mittelfinger-, Ringfinger-, kleiner Finger-Knöchel mit Knöchelgruben bestimmen die Anzahl der Tage für die Monate Januar bis Juli! Für August bis Dezember beginnen wir von vorn, springen also vom Knöchel des kleinen Fingers zum Knöchel des Zeigefingers zurück usw. — Die *Namen* der Monate? Unsere Vorfahren, die Germanen, wußten nichts von unseren heutigen artfremden Monatsbezeichnungen. Sie hatten Monatsnamen deutsch und voll tiefer Symbolik: Januar = *Hartung*, Februar = *Hornung*, März = *Lenzing*, April = *Oster-*, Mai = *Wonnemond*, Juni = *Brachet*, Juli = *Heuert*, August = *Ernting*, September = *Scheiding*, Oktober = *Gilbhart*, November = *Neblung*, Dezember = *Julmond*! Prägen wir unsern Kindern ruhig *beide* Arten der Monatsnamen ein! Wir wissen, daß viele Jahrzehnte, ja Generationen möglicherweise dahingehen werden, ehe das begründete Bestreben, die 24-Stunden-Zeit in Fleisch und Blut übergehen zu lassen, die Bezeich-

Hilfe bei der Schularbeit

Unsere Rechenstunde

nungen Pfund und Zentner auszumerzen, von Erfolg gekrönt sein wird. Viel aussichtsloser steht es aber mit dem Gedanken, für 1. Januar den 1. Hartung wiederzuerwecken! Seltsamerweise! Und klänge doch so schön, so echt deutsch! — Weil wir es gerade mit unserm Kalender zu tun haben — wir rechnen nach dem gregorianischen Kalender! Nach Papst Gregor XIII. benannt, der im Jahre 1582 eine Verbesserung der Zeitrechnung vornahm. Vordem rechneten wir nach dem julianischen Kalender, von Julius Cäsar, dem römischen Feldherrn, eingeführt. Im julianischen Kalender gilt das Jahr 365¼ Tage. Im Jahre 1582 stimmte also die Zeitrechnung, gemessen an den Bewegungen der Himmelskörper, um 10 Tage nicht. Der Papst Gregor bestimmte darum, daß auf den 4. Oktober sofort der 15. Oktober 1582 folgen sollte (mit unserer uns geläufigen Schaltjahreinrichtung!). – Die Russen machten diese Reform nicht mit, rechnen heute noch nach dem julianischen Kalender, gebrauchen aber im Geschäftsverkehr mit dem Auslande ein doppeltes Datum („julianisch-gregorianisch"!). — Die Mohammedaner beginnen ihre Zeitrechnung mit dem Jahre der Flucht Mohammeds von Mekka nach Medina, 622 n. Zw. (Die Juden schreiben am 4. Oktober d. J. das Jahr 5700 „seit Erschaffung der Welt"!) Damit wollen wir aber das Gedächtnis unserer Kinder nicht belasten — kehren wir nach dem „historischen Ausflug" ins rein Rechnerische der Zeitrechnung zurück. Wir schlossen unsere „Rechenstunde" in KEW. Nr. 18 mit der Feststellung: Bei allen unseren Zeitberechnungen unterscheiden wir den A n f a n g, das E n d e und die D a u e r des Zeitraumes. Aus zwei gegebenen Teilen läßt sich der dritte rechnerisch ermitteln. Vorweg stellten wir fest: Es gibt v e r f l o s s e n e Zeit und l a u f e n d e Zeit! Wir schreiben heute das Datum z. B. 21. August 1939 — das ist die l a u f e n d e Zeit! Seit Zeitenwende (bzw. Christi Geburt) sind vergangen bis dahin: 1938 Jahre, 7 Monate, 20 Tage! Das ist v e r f l o s s e n e Zeit! Diese Begriffe müssen wir klar haben. Die Uhr mit der 24-Stundenzeit und das Jahr mit seinen Monaten usw. beschäftigen bereits die Grundschule! In der Oberstufe erhält die S e k u n d e im Zeitalter des Sportes eine hochwichtige Bedeutung: Es interessiert unsere Jungen und Mädel brennend, zu vernehmen, daß z. B. unser Läufer Kaindl in der 1500-m-Strecke deutschen Rekord gelaufen ist mit 3 : 50,2 Min. Sie wissen zu lesen: 3 Minuten 50²/₁₀ Sekunden! Und Neckermann gebrauchte für 100 m eine Zeit von 10,4 — jeder Pimpf weiß heute (ohne Dezimalbruchrechnung) zu „übersetzen" 10⁴/₁₀ Sekunden! — Folgende Aufgabengruppen aus dem täglichen Leben gewinnen für uns praktischen Wert:

1. Rechnung in S t u n d e n u n d M i n u t e n,
2. Rechnung in T a g e n u n d S t u n d e n,
3. Berechnung des Lebensalters (wenn man will: auf die Minute genau!) —

Z u 1. Wir studieren einen Eisenbahnfahrplan. Abfahrt des Zuges: 10.45! Ankunft: 23.00! Fahrt-D a u e r? (Ausrechnung: Von 10.45 bis 22.45 sind 12 Std.; von 22.45 bis 23.00 (lies 22 Uhr 45 Minuten bis 23 Uhr!) sind 15 Minuten!) Ergebnis: 12 Std. 15 Min. —

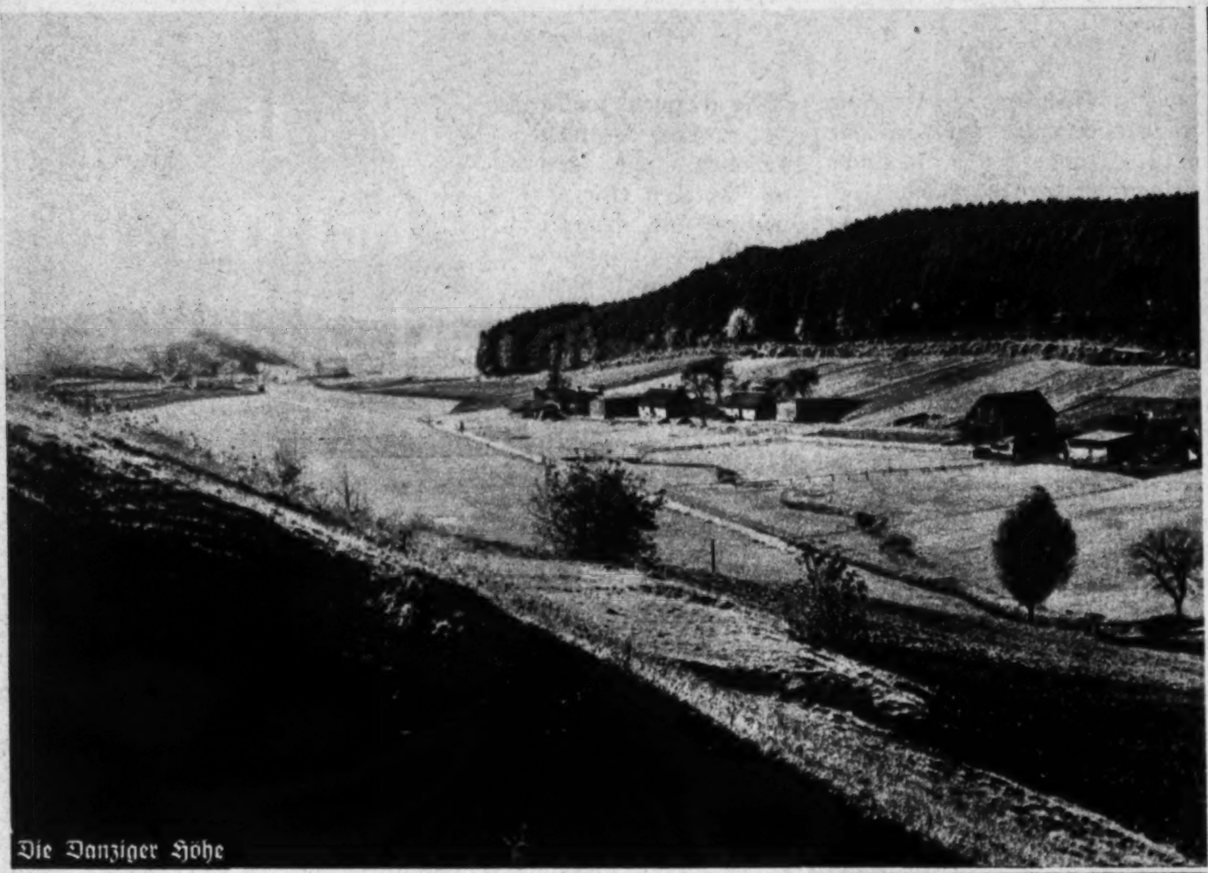
Z u 2. KdF.-Fahrt! Nach Norwegen mit dem Dampfer! Ende der Reise: Am 25. April 6 Uhr. Dauer: 7 Tage 8 Std.! A n f a n g der Fahrt? (Ausrechnung: Wir rechnen zurück — 7 Tage — und kommen auf den 18. April 6 Uhr — noch 8 Std. früher: 6 Std. vom angefangenen 18. April weg, 2 Std. zurück in den 17. April hinein — Abfahrt des Dampfers zu Beginn der Reise: Am 17. April 22 Uhr!)

Z u 3. Wie alt bist du? Diese Frage — im täglichen Leben gestellt — wird in vollen Jahren beantwortet. (Geboren: 1898! Laufendes Jahr: 1939! Alter: 40 Jahre! Der Betreffende befindet sich aber im 41. Lebensjahre!) Mitunter wird das Lebensalter noch genauer angegeben — mit Bruchteilen vom Jahr: 40½ Jahr! Oder: 40 Jahre 8 Monate! Gerade um die Lebenswende des 40. Jahres herum! Beim Militär! („— — Wer über 40 Jahre alt ist — —: Nach vorn — Weggetreten!" Der Rest: Zum Abmarsch — Fertigmachen!" Für den Soldaten ein Kommando, das im Ernstfall schicksalformende Bedeutung haben kann! Der Frontsoldat des Weltkrieges kennt es — so oder ähnlich — —!) — Wie alt wurde Hindenburg? * 2. 10. 1847; † 2. 8. 1934! Wir rechnen: Vom 2. 10. 1847 bis 2. 10. 1934 sind 87 Jahre; 2 Monate sind wir über das wirkliche Sterbedatum hinaus (aus Gründen des Rechenvorteils!), darum: Berichtigung des „Fehlers"! Wir rechnen 2 Monate von 87 vollen Jahren zurück! Hindenburg hat ein Lebensalter von 86 Jahren und 10 Monaten erreicht! — Berechnen wir einmal das Lebensalter Goethes „schriftlich". Goethe * 28. August 1749; † 22. März 1832. Lösung: Wir verwandeln l a u f e n d e Zeit in verflossene! Als Goethe geboren wurde, waren — seit Zeitenwende — verflossen: 1748 Jahre, 7 Monate, 27 Tage! Wir schreiben:

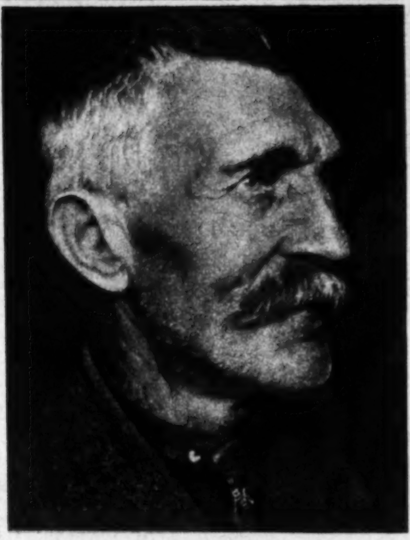
$$\begin{array}{r l} (+\,12)\ \ (+\,29) & \\ 1831 - 2 - 21 & \text{als Abziehaufgabe!} \\ -\,1748 - 7 - 27 & \\ \hline 82 - 6 - 23 & \end{array}$$

Also erreichte Goethe ein Lebensalter von 82 Jahren, 6 Monaten, 23 Tagen! Ueberprüfen wir die Ausrechnung. Wir haben hier gleich den kompliziertesten Rechenfall, der „schriftlich" auf diesem Gebiet möglich ist. (Im allgemeinen werden wir „mündlich" rechnen!) Von 21 Tagen können wir nicht 27 Tage wegnehmen! Wir holen uns die Tage eines Monats hinzu; in unserm Beispiel ist es der Februar! D i e s e r Februar — 1832 starb Goethe! — hat aber 29 Tage (Schaltjahr!). 21 Tage vermehren wir um diese 29 Tage: Wir ziehen jetzt also von 50 Tagen 27 Tage ab — bleiben 23 Tage! — Von dem gebliebenen 1 Monat lassen sich auch nicht ohne weiteres 7 Monate abziehen. Wir verwandeln das Jahr 1831 in zwölf Monate und legen diese zu dem rechnerisch vorhandenen 1 Monat hinzu: Nun können wir von 13 Monaten 7 Monate wegnehmen: Rest 6 Monate! Und 1830 weniger 1748 ergibt 82 Jahre. Ergebnis: Was zu beweisen war! 82 Jahre, 6 Monate, 23 Tage. — Wir setzen die Zeitrechnung in der nächsten Rechenstunde fort. —

Willy Kranz.



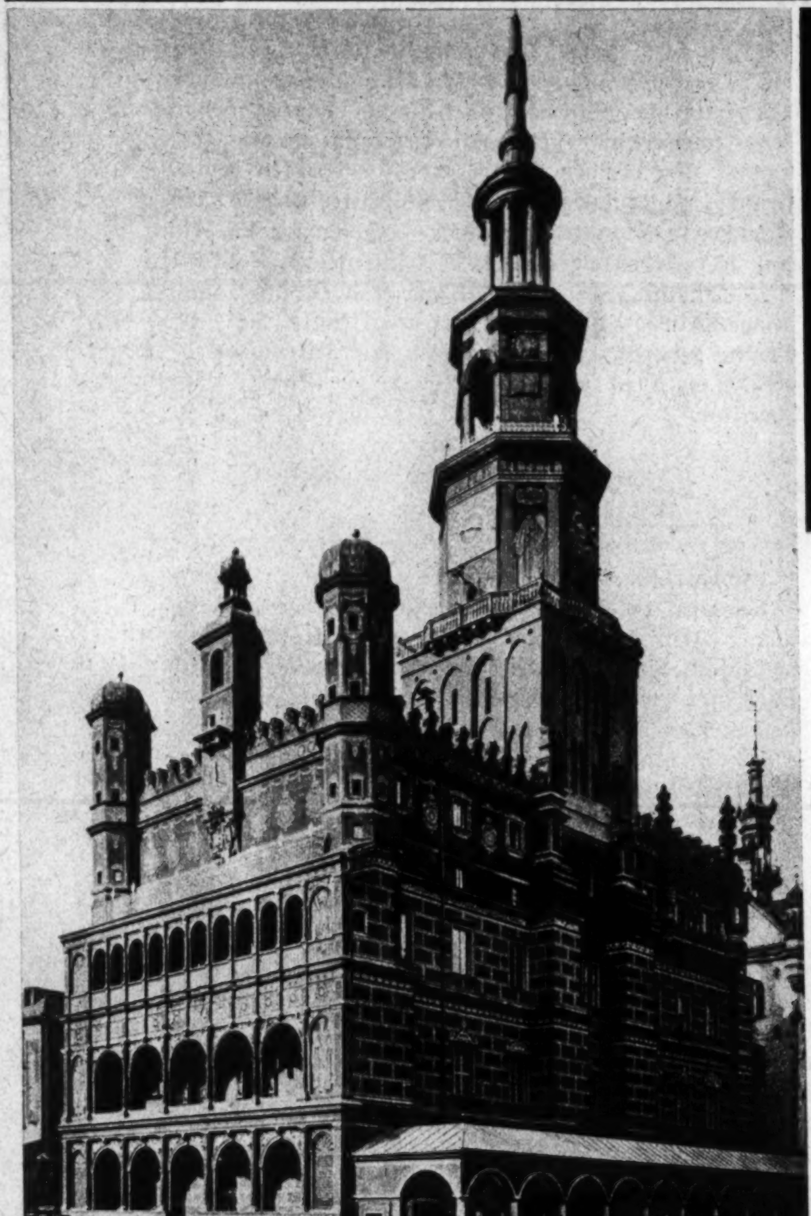
Die Danziger Höhe



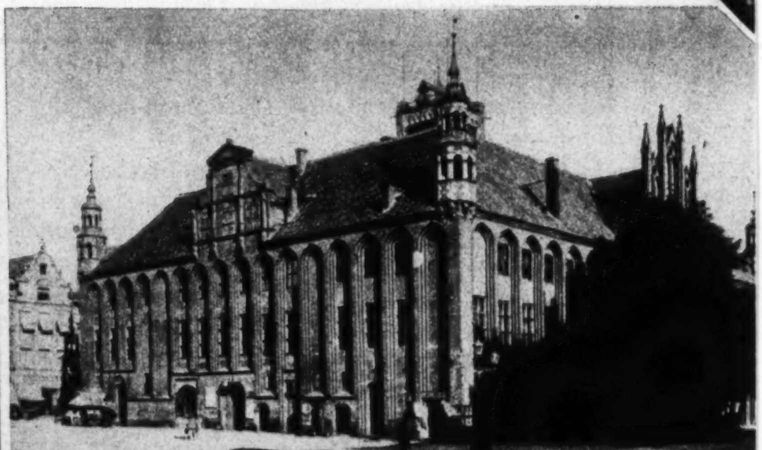
Aufnahmen: Staatl. Bildstelle

Das Gesicht des

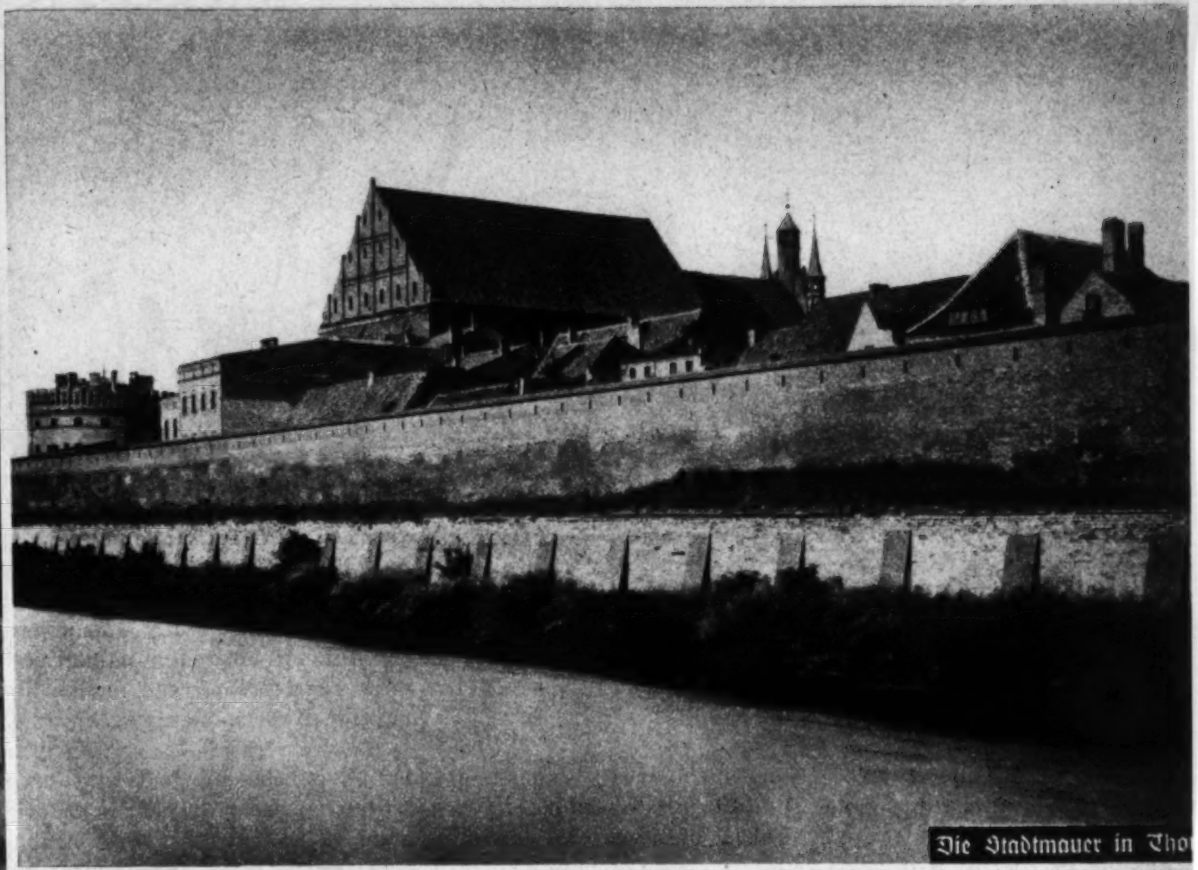
Land deutscher Menschen



Das Rathaus in Posen



Das Rathaus in Thorn



Die Stadtmauer in Tho

Aufnahmen: Lendval-Dircksen

Deutschen Ostens

und deutscher Kultur

Das Posener Schloß Deutscher Kaiser

Das Rathaus in Danzig

Der Kl

Er ist in verschiedenen Ausführungen bekannt, vom lustigen Spaßmacher, der mit seinen mehr gutgemeinten als gutgelungenen Scherzen so manche „verkorkste" Situation rettet und den Namen „Klassenkasper" eigentlich gar nicht verdient, bis zum unerträglichen Betriebmacher, dessen loses Mundwerk alle seine Einfälle, seien sie gut oder schlecht, gedankenlos zum besten gibt, ohne Rücksicht darauf, ob er mit seinem Geschwätz einem andren über den Mund fährt oder nicht. Fast jede Schulklasse hat ihren „Klassenkasper" und hat unter seinem Vorhandensein zu leiden, ohne daß sie es merkt, und jeder Lehrer muß mit ihm fertig werden.

Wir brauchen nur einmal in unserer Erinnerung zu kramen, und schon fällt uns dieser oder jener Mitschüler ein, der alle Qualitäten eines „Klassenkaspers" besaß und der in uns willige Hörer und dankbare Zuschauer fand, wenn er einige Bänke vor uns — er saß gewöhnlich auf der letzten Bank — seine Späße trieb. Und sollte uns unsere Erinnerung wirklich im Stich lassen, bitte, die „Heitere Seite" einer beliebigen Zeitung hilft aus; denn auch dort begegnen wir dem „Klassenkasper" sehr oft in nicht gerade geistreicher Aufmachung als Witzblattfigur. Da sagt der Lehrer dem kleinen Peter das Sprichwort „Gebranntes Kind scheut das Feuer" und verlangt von ihm ein ähnliches zu wissen. Prompt erhält er von Peter zur Antwort: „Gewaschenes Kind scheut das Wasser!" Oder der Lehrer fordert Fritzchen auf, ihm fünf große Raubtiere zu nennen, und Fritzchen beginnt aufzuzählen: „Ein Bär, ein Tiger, ein Panther und — — zwei Löwen." Das sind schlagfertige Antworten, wie sie das Spezialgebiet so manchen „Klassenkaspers" sind, der damit um den Beifall seines gleichaltrigen Publikums buhlt. Es liegt ihm dabei durchaus fern, den Lehrer herausfordern zu wollen. So weit geht seine Ueberlegung noch nicht, und dazu ist er auch meist zu gutmütig. Auch wenn er während des Unterrichts Fliegen fängt und sie in das Tintenfaß steckt, aus dem sie dann klatschnaß und kohlrabenschwarz wieder hervorkrabbeln, oder wenn er mit viel Mühe Klecksbilder herstellt, die er seinem Nebenmann zum Betrachten weiterreicht, will er niemand damit ärgern. Seine Bemühungen gehen lediglich darauf hinaus, aufzufallen und auch einmal Mittelpunkt der Klasse zu sein. Daß er das auf Kosten seiner Klassenkameraden erreicht, die durch ihn immer von neuem vom Unterricht abgelenkt werden, macht ihm nichts aus. Was richtige Kameradschaft bedeutet, weiß er noch nicht.

So erfinderisch der „Klassenkasper" in Sachen des Unfugmachens ist, so wenig vermag er sich zu konzentrieren, wenn es darauf ankommt, dem Unterrichtsgang zu folgen. Es ist in neunundneunzig von hundert Fällen nicht abzustreiten, daß er durch schlechte Leistungen glänzt und daß eine seiner wenig schönen Eigenschaften obendrein noch der vollständige Mangel an Ausdauer und Beharrlichkeit ist. Er kann nie bei der Sache bleiben und keine Aufgabe richtig zu Ende führen. Er ist aber dafür ganz groß, wenn es gilt, „Nebenbeschäftigungen" zu finden, die seine pflichtmäßige Arbeit vergessen machen.

Man könnte vielleicht einwenden, daß uns der „Klassenkasper" hier doch kaum interessieren kann, da er anscheinend doch nur für den Lehrer ein Problem ist, der aber schon irgendwie mit ihm fertigwerden wird. Vielleicht bestraft er ihn für seine „Kaspereien", um ihn zur Vernunft zu bringen, und wenn ihm auch dadurch nicht beizukommen ist, dann mag er sich eben damit begnügen, ihm seine schlechten Leistungen auf dem Schulzeugnis zu bestätigen. Das Nachsehen wird auf alle Fälle nur der „Klassenkasper" selbst haben.

So einfach liegen die Dinge nun nicht, und die Mittel der Autorität reichen nicht aus, um aus dem quecksilbrigen Nervenbündel, das man „Klassenkasper" nennt, einen brauchbaren Menschen zu machen. Der Junge, den wir da vor uns haben, ist auch kein einwandfrei schwacher oder fauler Schüler, dem nicht mehr zu helfen ist. Die Gründe für sein sonderbares Benehmen reichen vielmehr bis in die Zeit vor seinem Eintritt in die Schule zurück.

Werfen wir einen kurzen Blick auf den noch nicht langen Lebenslauf des „Klassenkaspers". In seinen ersten Lebensjahren hat er sich genau so benommen, wie sich andere Kinder auch benehmen. Er war nicht weniger artig als sie und auch nicht weniger unartig. Er hat aber eine Reihe von trüben Erfahrungen gemacht, die sich in sein kleines Kinderhirn fest eingeprägt haben. Alles, was er anstellte, war nicht richtig und erntete in keinem Falle das Lob seiner Eltern. Kam er mit einer Schramme, die er sich bei einer Keilerei geholt hatte, nach Hause, so war Mutter gleich mit einem Tadel bereit: „Pfui, schäme dich.

…ssenkasper

Von Werner Bastine
Zeichnungen: Werner Allonge

Man schlägt sich nicht mit anderen Kindern auf der Straße herum". Beschäftigte er sich still mit seinem Spielzeug und zerlegte er mit sachkundiger Miene die Lokomotive seiner Eisenbahn in ihre Bestandteile, so nahm ihm Mutter schleunigst das Spielzeug weg und erklärte ihm, daß er zu den unausstehlichen Kindern gehöre, die alles kaputt machen müssen. Als ob Mutter eine Ahnung hätte, wie sehr so eine komplizierte Maschine dazu reizt, sie auseinander zu nehmen. Sie hat ja auch nie mit einer Eisenbahn gespielt. Wollte er die Blumen auf dem Fensterbrett gießen — ein schüchterner Versuch, etwas Nützliches zu tun, so war auch gleich jemand hinter ihm her mit der Bemerkung: „Laß das! Du machst es ja doch nicht richtig." Nein, richtig hat er nie etwas gemacht, wenigstens nicht nach der Ansicht der Erwachsenen, die das Tun des Kindes immer nach dem Ergebnis beurteilten und dabei nicht bedachten, daß in dem Tun selbst auch ein Sinn liegt. Als er dann sein erstes Zeugnis nach Hause brachte, da ließ das unglücklicherweise auch noch manches zu wünschen übrig, und Vater, dem es durchaus nicht genügte, brummte verdrießlich: „Aus dir wird wohl im Leben nichts werden." Da hat er es also wieder von seiten einer Autorität bestätigt bekommen, daß er nichts kann und daß für ihn die Aussichten, je etwas Rechtes zu leisten, die denkbar schlechtesten sind. So fühlt er sich endlich aus der Liste derer gestrichen, die Anspruch darauf haben, ernst genommen zu werden und deren Leistungen man anerkennt. Ist es da ein Wunder, daß er jetzt gleichgültig gegen den Tadel der Erwachsenen wird? Was die über ihn sagen, läßt ihn kalt, wenn er nur den Beifall seiner Klassenkameraden für seine Streiche und Späße findet, die er — wie jedes Kind — bisher neben seinen kleinen Pflichten getrieben hat, die aber nun sein Hauptbetätigungsfeld ausmachen und dem, der nicht tiefer sieht, als sein eigentliches Element erscheinen müssen. Daß dahinter ein seelischer Knacks steckt, ahnen die wenigsten. Die Lustigkeit des „Klassenkaspers" ist Krampf und Absicht. Sie entspringt keineswegs einem ewig heiterem Gemüt, in ihr wirkt sich vielmehr der Geltungsdrang eines Jungen aus, dessen kleine Person auch Anerkennung erfahren möchte, die ihm aber in seinem häuslichen Tun und in seinen Schularbeiten versagt blieb. Weiß ihn jetzt niemand richtig zu nehmen und auf den richtigen Weg zu helfen, so spielt er sich immer tiefer in seine Rolle hinein und kommt sein ganzes Leben lang nicht mehr aus ihr heraus.

Wir begegnen ihm dann später noch einmal, wenn er erwachsen ist, wie er in jeder Gesellschaft der Betriebmacher ist, der das große Wort führt, der unerschöpflich in Einfällen und Witzen ist, die er stets bereitwilligst zum besten gibt, wobei aber niemand anders zu Wort kommt. Jawohl, er ist einer von denen, die nie eine Antwort schuldig bleiben, weil er eben nicht auf den Mund gefallen ist und immer frisch von der Leber weg redet. Nur wenn es darum geht, etwas Ernsthaftes zu unternehmen und einen zuverlässigen Menschen zu Rate zu ziehen, dann geht man an dem Betriebmacher vorbei. Zu den Leuten, mit denen man „Pferde stehlen" gehen kann, gehört er denn doch nicht, so beliebt und unentbehrlich er auch als Komiker bei mancher Geburtstags- oder Hochzeitsfeier sein mag.

Und die Moral von der Geschicht'? Wenn wir achtsam sind, dann haben wir es bald heraus, ob unser Junge plötzlich Anlagen zum „Klassenkasper" entwickelt. Den Grund dafür werden wir immer zunächst in unserem Verhalten zu ihm zu suchen haben, und meistens werden wir auch nicht um die Erkenntnis herumkommen, daß wir ihn tatsächlich vernachlässigt haben. Sein Tun und Lassen hat so wenig unser Mitgefühl herausgefordert, daß er sich gezwungen sah, ein „Publikum" zu suchen, dessen Ansprüchen er genügen könnte. Wir haben die unsrigen zu hoch gestellt und deshalb mit dem Lob gekargt. Seien wir also künftighin freigebiger mit dem Lob und beweisen wir ihm, daß auch seine geringen Bemühungen, ein gutes Zeugnis nach Hause zu bringen, unseren Beifall finden. Weisen wir ihn auch nicht mehr zurück, wenn er uns seine Hilfe bei unseren häuslichen Verrichtungen anbietet. Allerlei kleine Arbeiten, die wir ihm übertragen, werden ihn merken lassen, daß wir doch Vertrauen zu ihm haben und daß er sich andere Dinge zutrauen darf als seine ewigen „Kaspereien". Ist erst einmal die Hoffnung in ihm wach geworden, auch etwas Ordentliches leisten zu können, dann hat er die Krise überwunden, und dann hört er auf, für seine Mitschüler der „Klassenkasper" zu sein.

Ergebnis unseres Preisausschreibens:

Wer erzählt die schönste Jugenderinnerung?

Als wir uns im Heft 7 mit dem Preisausschreiben »Wer erzählt die schönste Jugenderinnerung?« an unsere Leser wandten, ahnten wir wohl, daß wir gleichsam wie mit einem Zauberstabe viele längst versiegte Brunnen zum Fließen bringen würden. Mit einer so starken Beteiligung an dieser reizvollen Aufgabe, wie wir erfreulicherweise feststellen durften, hatten wir aber nicht gerechnet. Mannigfache Erlebnisse sind es, von denen Mütter und Väter zu berichten wissen, durch fast alle aber klingt eine wundersame Verehrung und Liebe zu dem alten Lehrer. Gewiß, sie hatte viele Mängel, die alte Schule, aber immer war es ein Lehrer oder eine Lehrerin, an die ein dankbares Erinnern zurückgeht. Und von diesem feinsinnigen Manne oder diesem beseelten Fräulein wissen unsere Eltern zu berichten; diese Gestalten ragen hinaus aus dem Vielen, das später im Leben auf den einzelnen einstürmte; diese Gestalten sind auch dann noch Mahner geblieben, als schon längst ein Erdhügel sich über das wölbte, was sterblich an ihnen war. So dürfen wir wohl behaupten, daß es keinen Menschen gibt, der nicht zumindest einem alten Lehrer ein liebevolles Andenken in seinem Herzen bewahrt. Gäb es aber einen, der nicht einen solchen Schatz verwahrt, so möge er sich – um mit Schiller zu sprechen – weinend aus unserem Bunde stehlen, denn dann war er selber daran schuld.

Unsere Jugend ist reicher begnadet, denn die Schule hat ein freundlicheres Gesicht bekommen. Unsere Kinder werden später mehr als einem oder zweien solche feinen Erinnerungen bewahren. Möchten sie sich dieses Reichtums schon heute bewußt sein!

Bereits im Heft 16 sollte das Ergebnis unseres Preisausschreibens bekannt gegeben werden. Wie schon gesagt, die starke Beteiligung machte es uns nicht möglich, all die vielen Einsendungen in einem so kurzen Zeitraum zu lesen und zu prüfen. Und als wir alles gelesen hatten, standen wir vor einer noch schwereren Aufgabe: wem sollten wir den ersten Preis zuerkennen? Welche Arbeit war nun wirklich die Beste? Wir wußten es nicht. Darum entschlossen wir uns, den ersten Preis im Betrage von 75.– RM auf 80.– RM zu erhöhen und ihn durch zwei zu teilen. Die beiden ersten Preisträger, die je 40.– RM erhielten, sind: Frau Maria Breitsching in Groß-Enzersdorf bei Wien und Herr Paul Seidel in Broichweiden bei Aachen.

Aber auch den zweiten Preis im Betrage von 50.– RM mußten wir auf 60.– RM erhöhen, um ihn ebenfalls zu teilen, so daß die beiden nächsten Preisträger je 30.– RM erhielten. Es sind dies: Herr Ludwig Röder in Mannheim-Käfertal und Herr Michael Gick in Schney bei Lichtenfels (Bayerische Ostmark).

Den dritten Preis im Betrage von 25.– RM erkannten wir Herrn Wilhelm Allstedt in Frose (Anhalt) zu.

Die fünf Träger des vierten Preises im Betrage von je 10.– RM sind: Herr F. A. Burbach in Herchen-Ort (Sieg), Herr Franz Axmann in Wien, Frau Clara Breuer in Essen (Ruhr), Frau E. Fritz in Dülken (Rheinland) und Herr Kurt Böhme in Gera (Thüringen).

Je ein wertvolles Buch als Trostpreis bekamen ferner: Frau Marie Rasehorn in Köthen (Anhalt), Herr Fritz Reck in Planegg bei München, Frau Anna Arentzen in Werl (Westfalen), Herr Willi Barwisch in Spremberg (Lausitz) und Frau Lotte Petersen in Pinneburg (Holstein).

Allen Einsendern sagen wir herzlichen Dank. Soweit sich außer den preisgekrönten Arbeiten noch weitere zum Abdruck eignen, werden wir sie bei Gelegenheit in unserer »Reichs-Elternwarte« veröffentlichen. Mit dem Abdruck der beiden mit dem ersten Preis ausgezeichneten Jugenderinnerungen beginnen wir in diesem Heft. Der Abdruck der weiteren Arbeiten erfolgt in den nächsten Heften.

Schriftleitung und Verlag der »Reichs-Elternwarte«

Hans Schmidt, der Läutejunge

Preisgekrönte Jugenderinnerung von Paul Seidel

Auf dem Kirchturm unseres Heimatstädtchens hingen vier große Glocken, und 11 stramme Buben aus der 6. und 7. Klasse waren nötig, um ihren ehernen Mund zum Tönen zu bringen. Sie wurden Läuter genannt, zwei davon waren die Oberläuter. Nur die ersten aus der Klasse konnten Läuter werden, aber nicht etwa die besten im Lernen, „Gott bewahre". Nein, die ersten in Gewandtheit und Kraft, und weil ich bei allen Streichen einer der Mutigsten und auch immer bei den Anführern war, wurde ich bald Oberläuter. Die Aufsicht über uns war Lehrer L. übertragen. Es war ein kleines Männchen mit einer großen Brille, in der Schule trug er immer einen grau melierten Gehrock mit langen Schößen, die hin und her flogen, wenn ihr Träger aufgeregt im Klassenzimmer auf und ab stürmte. Lehrer L. war mit uns zu gut, und bald hatten wir die Führung fest in der Hand, nur bei der monatlichen Zahlung für unser Läuten, für das wir bis zu 15 RM bekamen, sahen wir ihn gern bei uns.

Eines Tages schied einer der Kameraden durch Krankheit aus, und ich hatte bald den richtigen Ersatz gefunden. Zu meinem Erstaunen lehnte Lehrer L. dies mit dem Bemerken ab, er selbst bestimme, wer Läuter wird. Zwei Tage darauf kam der Ersatzmann: Hans Schmidt, ein kleines, schmächtiges Kerlchen, er saß bei uns in der letzten Bank, immer schüchtern und zusammengeduckt. Alle Kameraden lachten und glaubten, es wäre der letzte, neueste Witz, was sollten wir mit dem Kerlchen machen? Natürlich schickte ich ihn wieder fort. In einer halben Stunde kam er in Begleitung von Lehrer L. zurück, welcher mir fast bittend erklärte, die Mutter von Hans Schmidt sei bei ihm gewesen und gebeten, Hans doch einzustellen, sechs Kinder seien da, davon Hans der Aelteste, der Vater draußen, um die Heimat zu schützen. Grollend beugten wir uns (armer, kleiner Hans), schwer haben wir es ihm gemacht. An den Glockenseilen war er zu schwach, also mußte er hoch droben in den zwei Meter hohen Schallfenstern stehen und aufpassen bei den Beerdigungen, bis der Trauerzug in Sicht war, dann mußten wir anfangen zu läuten, denn alle Dörfler mußten in unser Städtchen kommen. Oft eine Stunde lang, hielt Hans, die Hände erstarrt, sich fest an einer Eisenstange, um nicht in die Tiefe gerissen zu werden, schreckliche Wochen müssen es gewesen sein, wo doch wir Starken und Mutigen nur ungern und mit Schaudern diesen Posten versahen. Aber wir kannten kein Mitleid, und waren stolz, daß wir Hans unseren Groll fühlen lassen konnten. Wieder war eine Beerdigung. Hans kam nicht. Auf einmal stand Lehrer L. vor uns. Hans Schmidt ist krank, ich vertrete seine Stelle, er muß ja immer droben vor den Schallfenstern stehen. Alle Kameraden waren kreidebleich und starrten mich an, mein Herz klopft mir bis zum Halse, ich hätte in die Erde sinken mögen. Herr L., wir werden seinen Posten mit versehen, es ist zu kalt für sie. Ein Blick, den ich nie vergesse, streifte uns alle; was Hans Schmidt kann und aushält, halte ich auch aus, und stolz kletterte er die Leiter hinauf. Fünfviertel Stunden stand dieser edle Mensch oben, ohne Mantel, ohne Hut. In meinem Inneren war etwas gerissen, und ein tiefes Weh über unser begangenes Unrecht lag auf meiner Brust. Bis dann endlich sein Ruf: „Anfangen" uns aus einer Art Erstarrung löste. Noch nie wurden die Glocken so geläutet, noch nie waren wir so stolz auf unseren Lehrer, und ein heiliger, gewaltiger Wille, gleich einem Schwur, stieg aus allen Herzen und wurde vom gewaltigen Brausen und Dröhnen der Glocken aufgenommen und hinausgetragen; und dieser Wille hieß wiedergutmachen. Doch wir wurden wieder gedemütigt durch die Größe unseres Lehrers. Fast einen ganzen Monat lang war Hans Schmidt krank, und immer wurde er von Lehrer L. vertreten. Am Ende des Monats, bei der Auszahlung, war Hans wieder da. Freudestrahlend nahm er sein ganzes Läutgeld in Empfang. Ich trat als erster vor ihn hin, bat ihn um Verzeihung und gab von meinem Geld 5 RM. Hier, Hans! Nimm das für deine Mutter. Noch 9 mal 5 RM wurden Hans gereicht, der starr und sprachlos da stand und nicht fähig war, ein Wort zu sprechen. Unser guter Lehrer stand abseits, vor Freude strahlend und mit Tränen in den herrlichen, treuen Augen. Jedem von uns drückte er die Hand. Ohne Worte verstanden wir alle, was er uns sagen wollte. Dann begleitete er Hans nach Hause. Von nun an hatte Hans es besser, und er blühte richtig auf, denn wir nahmen es ernst mit unserm Vorsatz.

Sechs Wochen später! Morgens um 10 Uhr klopft es an die Tür unserer Klasse, der Lehrer geht hinaus — lange dauert es, alle Läuter sollen zum Konferenzzimmer kommen. Was war geschehen? Einer sah den andern an. Zaghaft klopften wir an und traten ein. Im Konferenzzimmer stand am Fenster unser Oberlehrer, Herr L. und ein großer Soldat. Lehrer L. forderte uns auf, uns zu setzen, dann trat der Soldat mit schwerem Reitersäbel und sporenklirrend vor den Tisch, auf seiner drohend breiten Brust das Eiserne Kreuz I. und II. Klasse und noch zwei Orden. Deutsche Jungen! Ich bin Unteroffizier Michel Schmidt, der Vater von Hans Schmidt. (Bald wär ich vom Stuhl gefallen, und daß es meinen Kameraden nicht anders ging, sah ich an ihren Gesichtern.) Ich danke euch, im Namen meiner ganzen Familie für euere Sammlung und edles Verhalten meinem Hans gegenüber. Dann erzählte er uns vom Kriege draußen, von der großen Treue und Kameradschaft, durch die allein es möglich sei, einer ganzen Welt von Feinden zu trotzen, von den furchtbaren Kämpfen im Argonnerwald, von den gigantischen Opfern, und vom großen Sterben unserer Väter und Brüder. Alles um mich war versunken, aufgewühlt bis ins tiefste Innere sah ich diese Helden stürmen und sterben, und ich hatte nur einen Wunsch, mit dabei sein zu können. Nie mehr in meinem Leben habe ich wieder so vom Kriege erzählen hören, so schlicht und doch so furchtbar natürlich, und das war der Vater von Hans Schmidt, den wir so gequält haben. So wie sein Vater ein Held der Millionen Namenloser war, so war Hans ein Held zu Hause. Trotz des Schweren, was wir ihm getan, hat er dem kämpfenden Vater draußen einen Brief geschrieben über uns — seine Kameraden.

Hans war klein und unscheinbar, aber die Größe seines Herzens war so überragend, daß wir nicht neben ihm zu sehen waren und er uns allen unser Vorbild war und blieb.

Lehrer L. und Hans Schmidt haben durch ihre Größe, aus einer Horde wilder, kaltherziger Flegel — eine Schar stolzer Kameraden, eine verschworene Gemeinschaft mit fühlenden Herzen gemacht.

Dies war das herrlichste Erlebnis meiner Schulzeit, welches auch in meinem ferneren Leben nie mehr verblaßte, und wenn ich draußen in der Fremde doch in Versuchung kam, auf mein Herz nicht zu hören, dann standen Lehrer L. und Hans Schmidt groß und fragend vor mir. Sie sind mir Mahner und Führer für mein Leben geworden.

Eine Mutter

Deine Hände sind voll tiefer Falten
und den Rücken beugst du müd nach vorn,
wie des Sommers schwere Frucht zu halten
sich zur Erde biegt das reife Korn.

Ohr und Auge dämpft des Alters Schleier,
der wie Dämmrung rasch herniederfiel,
doch des Herzens kleine Abendfeier
schmückt Erinnerns zartes Glockenspiel.

Langsam von den ungestümen Dingen
reift dein Leben in ein leiseres Reich,
ziehst und kreist in immer sanfteren Ringen,
wie die Welle sich verliert im Teich.

Und doch trugst du uns und konntest wachen,
wenn der Schlaf schon alle überwand,
dir gehörte unser erstes Lachen,
erstes Stammeln, das die Lippe fand.

Dein Gesicht – wir sehn es noch vorm Herde:
hell und fröhlich in des Feuers Schein –
ist heut still und dunkel wie die Erde.
– Und bald wirst du wieder Erde sein. –

Herta Grandt

Der schönste Tag

Preisgekrönte Jugenderinnerung von Maria Breitsching

Obgleich ich schon 45 Jahre alt bin, so denke ich oft und bei jeder Gelegenheit an eine meiner schönsten Jugenderinnerungen zurück. Ich bin als sehr armes Weberkind geboren. Meine Mutter ging sogleich nach meiner Geburt als Amme und diente dort jahrelang weiter. Ich aber wurde von meinen Großeltern, einer Tante, einem Onkel erzogen. So war meine Kindheit sehr traurig, denn niemand hatte ein freundliches, liebes Wort für mich, und unsere Armut ließ mich oft nicht satt werden. Es blieb einfach keine Zeit für mich; die Weber mußten ja vom grauenden Morgen bis spät in die Nacht hinter dem Webstuhle und beim Spulrad sitzen, um nur halbwegs das Leben zu fristen. Ich mußte gar zu oft ungewaschen, ungekämmt, und in unordentlicher Kleidung zur Schule, wurde auch deswegen von meinen Mitschülerinnen verspottet. Keine wollte mit mir spielen, neben mir sitzen oder mit mir gehen. Merkwürdig, ich fühlte aber keinen Zorn, ich war nur unsagbar traurig. Endlich, als ich das fünfte Jahr die Schule besuchte, kam ein unfaßbar schöner Tag für mich, der alles Weh und Leid vergessen ließ. Ich wurde schwerkrank, und welch unaussprechlich großes Glück für mich, welch eine Freude, mein Lehrer kam zu mir in die armselige Weberstube, die auch zugleich unser Schlafraum war. Ich kann mich der wenigen Worte, die mein Lehrer zu mir sprach, genau erinnern, ich sagte sie ja im stillen tausendmal wieder. „Ja, Maria, wer wird denn krank sein und nicht zur Schule kommen. Du bist doch meine liebste und beste Schülerin. Der Herr Inspektor kommt bald, wer wird denn die schwierigen Fragen beantworten, wenn du nicht da bist? Werde nur recht bald gesund." Dabei strich er mir über die Hände. Ich war so überglücklich, daß ich die Hand des Lehrers ergriff, um sie zu drücken. Ich konnte es einfach nicht fassen, es hatte mich jemand lieb, noch dazu der Lehrer. Wahr mußte es doch sein, sonst wäre er nicht zu mir gekommen. Das sagte ich mir immer wieder und zehrte meine ganze Schulzeit davon. Als man dann meinen Lehrer nach einigen Monaten sterbenskrank fortführte, verkroch ich mich im Ziegenstall und weinte bitterlich, bis mich unsere Nachbarsfrau hervorholte.

Deutsche Mutter in Sibirien

Roman von Erna Leibfried-Kügelgen

Alle Rechte, besonders das der Uebersetzung vorbehalten;
Copyright 1938 by v. Hase & Koehler Verlag, Berlin

15. Fortsetzung.

Er öffnet die Türe: „Bitte."

Also — Bettler.

Ich will meinem großen Mädchen gerne ihre Geburtsstadt zeigen und führe sie auch an die Newa. Ja, die ist unverändert. Herrlich ist der breite Strom, der in seinem Granitkleide zum Meere eilt. Und die Isaakskirche grüßt, die Perle Petersburgs, meine Liebe aus Mädchentagen.

„Dort, Kinder, das Grüne, ist der Alexandergarten, in dem haben wir als Kinder gespielt. Davor, auf dem mutigen Rosse — Peter der Große, der Erbauer der Stadt, von dem werdet ihr noch manches lernen." Aber die Mädchen interessieren die beiden rätselhaften Sphinxe viel mehr, die genau mit demselben rätselhaften Ausdruck einander anstarren, wie damals, als ich mit meiner Nanja am Newakai spazierenging.

Unerwartet schnell müssen wir Petersburg verlassen. Alle Reichsdeutschen und Oesterreicher werden nach Moskau gebracht. Welch ein Schlag! Nur ein paar Stunden von der finnischen Grenze entfernt, so nah der Möglichkeit, dem roten Rußland den Rücken zu kehren, müssen wir wieder in das Innere des russischen Reiches wandern, zurück in den russischen Sumpf.

Der Transport geht zwar schnell und glatt, aber das Asyl, welches uns in Moskau „für ein paar Tage" aufnimmt, gefällt uns gar nicht. Männer und Frauen werden getrennt. Wir kommen mit den Kindern in ein Zimmer, in dem 13 schmale Betten stehen, es müssen aber 20 Personen auf ihnen schlafen. Da wir nun in Moskau sind, dem Sitze der bolschewistischen Regierung, und unser Asyl unter der Leitung des deutschen revolutionären Arbeiter- und Soldatenrates steht, so ist es selbstverständlich, daß es keine Standesunterschiede gibt. Alles schön durcheinander, die größte Gleichheit und Brüderlichkeit. Nur mit der Freiheit steht es nicht zum besten.

Und wieder schwere Tage, voll Hunger, Krankheit und zermürbender Ungewißheit. Sechs lange Wochen müssen wir in Moskau ausharren.

Die Beköstigung ist sehr schlecht. Es gibt zweimal am Tage einen Schöpfer Wassersuppe, entweder „Drahtverhau-" oder „Schrapnellsuppe", wie der Volksmund sagt. 200 Gramm Brot und dreimal am Tage Tee ohne Zucker. Zum Glück werden die Kinder bevorzugt. Sie erhalten noch Brei und kondensierte Milch.

Wem es bei den Mahlzeiten gelingt, sein Schüsselchen schnell auszulöffeln, kann sich an das Ende der langen Reihe stellen, die sich bis auf den Hof hinauszieht, und bekommt, wenn das Glück groß ist, noch einen Napf voll. Die Gesichter, gierig, schweißtriefend, prustend und stöhnend, mit hervorquellenden Augen, drücken nur eines aus: schnell, schnell schlingen, damit ich noch etwas erwische! Abends gibt es zuweilen anstatt der Suppe Salzheringe! Wer keine Vorliebe für Maden hat, kann seinen Hering ja verschenken.

Das verfallene Kosakengeld, die „Dutowki", liegen auch noch herum. Mein Mann versucht, es einzuwechseln. Er hat ja Zeit. Und seiner unermüdlichen Energie, er dringt bis zum Finanzminister vor, gelingt auch dieses. Da kann man wirklich sagen, wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Und mein Mann hat nur einen Willen, seine Familie zu unterstützen, sie besser zu ernähren, als es sonst möglich, damit sie den schweren Anforderungen der bevorstehenden Reise gewachsen ist. Selbst aber wird er immer schwächer. Außerdem drückt ihm die Sehnsucht nach seinem Buben das Herz ab. Die Hoffnungslosigkeit der Lage wird durch die Luft, die im Asyl weht, noch erschwert. Die Landsleute, die ihn umgeben, sind meist rote Gardisten gewesen, Söldlinge eines fremden Heeres, ohne Nationalgefühl und Ehre, oder es sind überzeugte Spartakisten, die nur Schlechtes von Deutschland reden und alles mit Schmutz bewerfen.

Moskau, als Stadt, kann uns schon gefallen. Viel Gärten, ein grüner Ring, der durch die ganze Stadt führt. Viele alte, historische Gebäude. Der Kreml mit den unendlich vielen bunten oder goldenen Kuppeln. Die Schönheit des Roten Platzes mit der nun arg zerschossenen alten Kremlmauer.

Wir gehen sogar in die Gemäldegalerie, wenn auch mit knurrendem Magen. Welch herrliche Gemälde! Welch sprechende, lebensvolle Kunst! Reich, wie die tiefe Literatur der Russen. Auch den Kreml wollen wir besichtigen. Es ist nicht ganz einfach, denn in den Gemächern der russischen Zaren haust S. M. Herr Lenin mit Familie, und der ist genau so ängstlich um sein teueres Leben besorgt wie früher die Beherrscher des Zarenreiches. Aber die ganz alten Gemächer kann man sehen. Die niedrigen Räume, die so gemütlich durch die dunklen Balken- und Brettverkleidungen wirken. Und auch die Prunkgemächer sind dem Publikum geöffnet. Wir schreiten verträumt durch die Pracht des Thronsaales, des Georgsaales und anderer, von Gold, Marmor und Edelsteinen strotzender Räume. Ja, hier ist eine andere Welt als in den Baschkirenhüttchen, in denen wir noch vor kurzem heimisch waren.

Der erste Mai rückt heran, und der soll, gleichzeitig mit der Feier der 3. Internationale, mit großem Prunk begangen werden.

Auf der schwarzen Tafel des Asyls, auf der sonst die wichtige Nachricht steht, ob es Drahtverhau- oder Schrapnellsuppe zum Mittag gibt, steht geschrieben: Alle männlichen Insassen des Asyls müssen sich am Umzug beteiligen. Müssen? Wo bleibt denn die Freiheit, die Selbstbestimmung? Mein Mann ist nicht für „müssen". Wir sehen uns das Ganze als Zuschauer an.

Es sind wirklich großartige Kundgebungen: Viele Menschen, Fahnen, Plakate, Banner, Aufschriften, Gesang, Musik. Aber es fehlt der rechte Schwung. Die wahre, innerliche Begeisterung. Man sieht viele verlegene, spöttische Gesichter, andere wieder sind stumpf oder mürrisch. Wir merken es bald, auch auf anderen schwarzen Tafeln in Moskau hat es gestanden, dieses: Sich-beteiligen-Müssen.

An unsere Zimmergenossinnen haben wir uns ganz gut gewöhnt. Es ist eigenartig, von den sieben reichsdeutschen, verheirateten Frauen ist keine einzige in Deutschland geboren. Eine Rigenserin und ich sind wenigstens Deutsche, deutsch im Blut und in der Erziehung, aber die anderen sind Russinnen, Französinnen, Lettinnen usw. Die reichsdeutschen Männer sind also nicht vorsichtig in der Wahl ihrer Eheliebsten gewesen. Aber trotz dieses Völkergemisches vertragen wir Frauen uns alle ausgezeichnet. Das Unglück verbindet und der gute Wille zum Friedenhalten ist da.

Da erkrankte Erika und lenkt die Gedanken, die so oft, trotz des lärmenden Asyllebens, bei unserem Roland weilen, wieder in die Gegenwart. Das Fieber steigt, die leitende Schwester besteht auf einen Transport in das Krankenhaus.

Nach stundenlangem Warten im kalten Vorraum erscheint der Arzt und bezeichnet Erika nach kurzem Hinsehen als fleckfieberverdächtig. Mein Gott, wenn wir auch dieses Kind hergeben müßten! Mein Hermelinchen, ich lasse dich nicht allein unter all den gleichgültigen Menschen! Halte nur stand, nur noch kurze Zeit, bald, bald, sind wir daheim.

Das Fieber sinkt auf 35,5 Grad, um in drei Stunden wieder auf 40,5 zu steigen. Teilnahmslos liegt unser Elfenkind im schmalen, eisernen Bette, die mageren Händchen ruhen wie weiße Rosenblätter auf der Decke. Am näch-

sten Morgen konstatiert der Arzt Malaria und schleichende Lungenentzündung. Erika kann also mit mir zusammen im kleinen deutschen Krankenhause bleiben, welches als eine Art Sieb die Fleckfieberkranken von den anderen trennt.

Langsam kommt wieder etwas Kraft in die schwache Menschenblume. Sie hebt das Köpfchen und schaut sich in der trostlosen Welt um. Denn trostlos ist die Welt, die uns umgibt. Tagtäglich werden Kranke eingeliefert, alle mit der Todesangst, das Fleckfieber könnte sie gepackt haben. Was kann ich als Gesunde anderes tun als trösten, ermuntern, kleine Handreichungen machen, mit jedem zittern und bangen? Aber einer nach dem anderen muß fort.

Zum Fürchten ist keine Zeit, mein armes krankes Mädel nimmt Tag und Nacht alle Gedanken in Anspruch. Eines Tages kommt eine alte Bekannte herein. Es ist die rotblonde Sängerin aus unserem Asyl. Sie bringt ihr kleines Mädchen mit, wem soll sie es auch lassen? Tagelang liegt sie da, im höchsten Fieber, immer mit der Angst, was wird aus meinem Kinde, wenn ich fortgebracht werde. Die todkranke Frau plagt sich mit dem lebhaften, einjährigen Mädel, das auf ihrem fiebernden Körper herumkrabbelt, jeder Ansteckung preisgegeben.

Für dieses Kind hat sie einst alles geopfert. Ehre, Karriere, Geld und Schmuck, und was wird nun aus dem Vaterlosen, wenn sie hier in Moskau stirbt? Ist es ein Wunder, wenn diese Seelenqual, verbunden mit dem hohen Fieber, die Sinne der armen Frau umnachten? Sie springt aus dem Bette, preßt das kleine, erschreckte Mädel fest an ihre milchweiße Brust, die offenen roten Haare umgeben ihr bleiches, langes Gesicht wie züngelnde Flammen. In ihren grünen Augen lodert der Irrsinn. Mit einer theatralischen Bewegung und höhnischen Worten stößt sie meine Hand zurück, als ich sie überrede, mir doch ihr Kind zu geben. Schließlich kommt die Schwester und es gelingt uns, das Mädchen fortzunehmen und die arme Kranke wieder ins Bett zurückzubringen. Sie zieht die Decke über den Kopf und scheint zu schlafen. Da ertönt ein Ruf: „Sehen Sie nur schnell nach der Rotblonden!" Als ich die Decke zurückschlage, erstarrt mein Herz: Die Arme hat sich zwei Finger der linken Hand in die Nase gebohrt, die rechte Hand steckt tief im Schlunde. Mit Mühe gelingt es mir, die blutigen Hände herauszureißen, bevor sie erstickt. Dann rufe ich um Hilfe. Nun wird die Kranke gebunden und am anderen Morgen in das Fleckfieberkrankenhaus gebracht. Welch ein armes, zerquältes Frauenherz, welche Einsamkeit und Verlassenheit! Wie gut habe ich es dagegen.

Erika kehrt, von allen freundlich begrüßt, in unser überfülltes Asylzimmer zurück.

Schließlich hat auch die Hungerzeit in Moskau ein Ende. Gottlob, es geht wieder weiter, wir werden über Smolensk und Orscha nach Minsk transportiert. Dort müssen wir fünf sonnenheiße Tage auf den Geleisen stehen. Wir beobachten die ersten Flugzeuge, die Bomben abwerfen, und mancher zieht den Kopf zwischen die Schultern, beim Gedanken, es könnte auch auf uns etwas vom Himmel fallen. Niemand darf sich entfernen, denn ein Telegramm kann jederzeit die Fortsetzung der Reise veranlassen.

Endlich rollen wir wieder! Aber — wahrhaftig — zurück nach Orscha und dann wieder nach Witebsk, wo unsere Kinder schon einmal auf der Holzkiste draußen geschlafen haben, und landen schließlich in Dwinsk (Dünaburg). So werden wir Rückwanderer kreuz und quer gerollt, ohne sichtbaren Grund. Aber dafür soll unser Uebergang über die Grenze glatt und gut vor sich gehen. Aber es kommt anders. Weder glatt, noch gut. In Dünaburg müssen wir alle wieder die Wagen verlassen und in die Baracken gehen. Wieder in die Baracken!

Oh, ihr dunkeln, schmutzigen, verpesteten und verseuchten Gebäude! Nur mit Schauder kann man an euch denken! Hier in Dünaburg ist der Abort, er kann von zweimal sechzehn Personen auf einmal benutzt werden, so gebaut, daß er oben mit unserer Baracke in Verbindung steht. So müssen wir vier Tage und vier Nächte in beißendem Gestanke leben, schlafen und essen. Es hilft nichts, wenn man sein Gesicht in das Kopfkissen vergräbt, man kann nicht schlafen, und weiß jetzt erst, was frische Luft für den Menschen bedeutet.

Endlich ist es so weit, so schnell es geht wird alles verstaut, die Kinder, Kranke und Schwache sitzen auf dem bepackten Wagen. Ach, warum geht es denn nicht vorwärts? Wir warten, warten geduldig — stundenlang. Dann heißt es: abladen, alle zurück in die Baracken!

Dafür soll es am Morgen ganz früh losgehen, lautet die beruhigende Parole.

Vor Tau und Tag ist alles auf den Beinen und wartet, wartet.

Es wird drei Uhr, bis schließlich die Kontrolle kommt, der alle mit Herzklopfen entgegensehen. Eine Stichprobe fällt auf unsere Koffer. Mein Mann muß eine Reihe wichtiger Papiere zerreißen, sogar Zeugnisse. Nur durch Gewandtheit gelingt es ihm, sein Tagebuch vor dem lettischen Kommunisten zu retten. Es hätte ihn zum Verhängnis werden können.

Schließlich beruhigen sich die aufgepeitschten Nerven. Man wird registriert, gezählt und wieder gezählt, nun kann es losgehen!

Es ist eine traurige Gesellschaft, die am Morgen des 1. Juli sich auf die Reise begibt. Fast alle haben das Fleckfieber gehabt, vielen steckt es in den Knochen. Wie viele verhärmte, wankende, matte Gestalten! Müde, stumpfe Gesichter. Meine Schwester und ich sind die einzigen Frauen, die die ganze Strecke bis Alexandrowka (35 Werst), zu Fuß gehen können. Dann pfercht man uns in einen Raum, auf dem alle eng nebeneinander auf dem Fußboden hinsinken. Immer wieder kommt das hartnäckige Gerücht, wir müßten doch noch einmal zurück. Aber es kommt nur eine neue Kontrolle. Gerade vor uns steht der kontrollierende Kommunist und sagt mit schneidender Stimme: „Kein geschriebenes Wort darf über die Grenze." Er droht, eine Stichprobe zu machen. Vor meinen Augen stehen unsere Tagebücher, Briefe, aber ich gebe mir Mühe, nicht mit einer Wimper zu zucken. Zweimal wird doch die Stichprobe nicht gerade auf uns fallen?

Erneut werden wir gezählt und registriert, dann heißt es endlich: Marsch, marsch! Und wieder: Halt! Nochmals wird jeder einzelne am Namen aufgerufen und dann müssen sich die Männer die Augen verbinden lassen.

Mein Gott, sie werden doch nicht erschossen werden? Nein, wir Frauen müssen sie führen, es ist dies nur eine besondere, etwas übertriebene Vorsicht der Roten. Wir verlassen die Caussee, es geht auf Feld- und Wiesenwegen weiter.

Jetzt sind wir wirklich aus dem roten Rußland heraus.

Wer kann es glauben?

Wir lagern auf der Demarkationslinie und schnell wird eine improvisierte weiße Fahne befestigt. Wir sind ja in der Kampfzone zwischen den roten Russen und den weißen Litauern.

Seit Tagen gibt uns kein Mensch etwas zu essen. Der Hunger quält uns furchtbar.

Ein paar von unseren Landsleuten machen sich auf, um, unter dem Schutze eines weißen Tuches, den Kommandanten der litauischen Armee aufzusuchen und unsere Ankunft zu melden. Niemand darf den Lagerplatz verlassen.

Aber mein Mann schleicht sich doch fort. Er bringt aus einer nahen Fischerhütte vier Pfund Fisch mit, und diese willkommene Gabe wird schnell zubereitet. Doch da kommen unsere Delegierten schon wieder. Wir müssen sofort den Platz räumen, denn noch am selben Abend würde ein Gefecht beginnen. Jeder muß selbst laufen und seine Sachen tragen. Aber es seien nur 5 Werst bis zu unsrem Bestimmungsort, und die Matten und Kranken müssen eben zurückbleiben.

Nun heißt es, von den notwendigen Sachen das Notwendigste trennen und möglichst viel zurücklassen. Zum Glück erbieten sich einige Landsleute, die nichts mehr ihr Eigen nennen, uns gegen ein kleines Entgelt beim Tragen behilflich zu sein.

Schnell wird die Fischsuppe gegessen, 13 Personen teilen sich redlich in die erquickende Speise.

Klein-Erika marschiert tapfer an meiner Hand los, an der anderen habe ich einen Waisenknaben in ihrem Alter. Fünf Werst sind für uns alle schon ein langer Weg, aber es sind keine fünf, es ist viel, viel weiter. Alle die vom Hunger geschwächten Menschen brechen fast zusammen.

Und nun geschieht noch etwas Furchtbares: Wir werden plötzlich beschossen. Kugeln sausen über unsere Köpfe, dßt, dßt, dßt. Alles duckt sich — flieht.

Ich weiß gar nicht, wie ich mit den Kindern so schnell in den übermannstiefen Chausseegraben gekommen bin.

Die Panik unter den schwerbeladenen Menschen ist unbeschreiblich! Im Straßengraben versuche ich, mit den Kindern weiterzukommen. Schließlich wagen wir uns heraus, lange schon haben wir meinen Mann und meine Schwester verloren. Nun rennen wir von Angst gehetzt, nur fort, immer weiter!

(Schluß folgt.)

Ergebnis unserer Preisaufgabe aus Heft 14/1939

„Was würdet ihr tun, um noch viele neue Freunde für unsere „Reichs-Elternwarte" zu gewinnen?"

Das war eine schwere Frage, nicht wahr? Nun liegt vor mir auf dem Schreibtisch ein ganzer Berg von Briefen mit den verschiedensten, zum Teil unmöglichsten Vorschlägen. Kinder, Kinder, bei manchen Vorschlägen sind mir die Haare zu Berge gestiegen! Die lieben Jungen und Mädel, die mir anraten, ich solle mir Flugzeuge kaufen und es allen Volksgenossen „an den Himmel schreiben" lassen: Lest die „Reichs-Elternwarte" mit der schönen „Kinderwarte" haben leider vergessen mir zu schreiben, wobei ich das viele Geld dafür hernehmen soll. Auch die Vorschläge, ich solle durch alle Städte und Dörfer Autos mit Werbeplakaten und Lautsprecheranlagen fahren lassen, sind gut und schön, aber woher so viele Autos nehmen? Unsere Lieferwagen und Fernlaster können wir dafür leider nicht freimachen, denn die braucht unser Verlag, um die vielen hunderttausend Zeitschriften, die alle 14 Tage in unserer großen Druckerei gedruckt werden, in alle deutschen Gaue zu bringen. Also läßt es sich nicht machen, denn [illegible] furchtbar viel Geld. Ein anderer Junge hat es sich allerdings sehr bequem gemacht, er schreibt mir: „Ich würde es auch so machen wie Dein Mitarbeiter!" [illegible] Fritz in Bremen, das wollte ich [illegible], ich wollte neue Vorschläge. Dagegen [illegible] auch sehr feine Anregungen ein. Die beiden ersten Preisträger wußten wirklich feine Wege, wie man noch viele Leser gewinnt. Ursula schrieb mir: **„Ich werde es auch weiterhin so machen, wie ich es schon lange tue, ich zeige die „Reichs-Elternwarte" den Eltern meiner Freundinnen und bitte sie, die „Reichs-Elternwarte" auch zu bestellen. So bekommen auch meine Freundinnen die „Kinderwarte". Das ist mein Vorschlag."** Karlheinz weiß ebenfalls einen feinen Vorschlag, bei dem er sogar noch verdienen kann. Hört ihn einmal: **„Weißt du, Fritz, solch eine Druckmaschine ist ja ganz schön und gut, aber was sagt die Polizei dazu? Ich mache es anders, ich sage mir, wenn jeder von uns drei neue Freunde für die „Reichs-Elternwarte" gewinnt, dann mußt du schon bald eine Million Hefte drucken lassen. Darum schicke mir sofort drei Bestellzettel, damit ich dir beweisen kann, wie man schnell neue Freunde für die „Kinderwarte" gewinnt!"** Nun sagt selbst, ist das nicht ein sehr vernünftiger Vorschlag? Also, lieber Karlheinz, ich werde dir sofort drei Bestellzettel senden, und dafür verspreche ich dir für **je drei neue Leser, die du mir beschaffst, eine Reichsmark in bar.** Wer macht es ihm nach? **Wer sich ebenfalls 1,— RM. verdienen will, schreibe mir, ich schicke ihm ebenfalls drei Bestellzettel.**

Aber auch sonst waren sehr nette Vorschläge dabei. Einige haben reizende Gedichte verfaßt, die sie ihren Bekannten zuleiten wollen, um auch sie als Freunde für unsere schöne Zeitschrift zu gewinnen, andere wollen die Hefte mit in die Schule nehmen und die Lehrerin bitten, aus der „Kinderwarte" eins der hübschen Märchen vorzulesen. Seht, Kinder, das sind handgreifliche Vorschläge, die sich auch verwirklichen lassen, denn das mit dem Himmelsschreiber und den Lautsprecherautos kostet eine Riesenmenge Geld und bringt kaum etwas ein. Wenn aber jeder von euch zwei oder drei neue Freunde für uns gewinnt, dann kommt dabei etwas heraus, und zwar nicht nur für mich, sondern auch für euch, denn ich bezahle euch ja für drei neue Leser 1 RM. in bar. Und darum habe ich die Preise den Jungen und Mädel zugeteilt, die selbst mitmachen wollen. Die beiden ersten Preise von je 10,— RM. bekamen **Ursula Thiemann in Berlin W** und **Karlheinz [illegible] in München** für die beiden Vorschläge, die ich euch oben mitgeteilt habe. Die fünf zweiten Preise von je 5,— RM. bekamen **Helga Bethkenhagen in Stettin, Annemarie Rosenthal in Hamburg-Othmarschen, Hannelore Huber in Stuttgart, Horst Sayda in Königsberg** (Ostpr.) und **Margot Theis in Koblenz.** Die Namen der zehn Buchpreisträger sind: **Kurt Kaufmann in Hessen über Börßen, Hildegard Rose in Ragnit** (Ostpr.), **Günter Festerling in Sievershausen über Lehrte, Gertrud Schäfer in Oberlahnstein, Erika Möller in Rostock, Fritz Schulte in Bochum, Heinecke Hemsen in Bargteheide** (Holstein), **Dietlinde Schwabe in Magdeburg-W, Otto Schneck in Barsinghausen und Hilde Wesse in Schwerin** (Mecklenburg).

Allen Beteiligten an diesem reizenden Preisausschreiben sage ich herzlichen Dank.

Fritz.

Am andern Ende der Welt

Wo käme man wohl am andern Ende der Welt heraus, wenn man hier in Deutschland einen Tunnel anlegte, der durch den Mittelpunkt der Erde und auf der andern Seite wieder heraus ginge? Das wäre doch sicher einmal sehr nett, so mitten durch die Erde durchzurutschen, und außerdem ginge es bedeutend schneller als mit der Eisenbahn, mit Schiffen und Flugzeugen außen herum, meint ihr nicht auch? Aber leider sind wir noch nicht soweit, daß wir einen solchen Tunnel bauen könnten, denn schon in ganz geringen Tiefen herrscht eine solche Hitze, daß es kein Mensch in dieser Gegend aushalten kann. Die größte bisher erbohrte Tiefe wurde in Paruschowitz in Schlesien erreicht, sie beträgt etwa 2 225 Meter. Dort wurde bereits eine Hitze von 60 bis 70 Grad Celsius gemessen, also eine wahre Backofenhitze, bei der das Eiweiß im Blut gerinnt, was leider den Tod bedeutet.

Aber der Tunnel würde nicht nur 2 225 Meter lang sein müssen, sondern 12 750 Kilometer! Das stellt eine Unmöglichkeit dar, dazu kommt, daß dieser Tunnel geradewegs in der Südsee enden würde. Es würde also Wasser eindringen, und das geht ja auf keinen Fall. Schade, nicht wahr? Mit einer Rutschpartie mitten durch unsere Erde als Ferienreise ist es also nichts. Aber — der Phantasie sind ja keine Schranken gesetzt, wir können uns ja einmal ausdenken, wie es wäre, wenn . . .

Wie gesagt, in der Südsee kämen wir wieder ans Tageslicht, bei unseren Antipoden oder Gegenfüßlern — ein drolliger Name! Allerdings würden wir kaum einen Antipoden treffen, denn wir würden ungefähr in der mittleren Treibeisgrenze der Südsee enden, denn diese Gegend entspricht der Lage Deutschlands. Das Meer ist dort unheimlich tief, bis zu 4000 Meter. Wir können unsere Alpen ganz bequem darin versenken, es würden nur ein paar winzige Spitzchen herausgucken. In den Gewässern hausen Meeresungeheuer, von denen wir uns gar keinen Begriff machen können: Quallen, Oktopoden, Korallen und gruselige Polypen leben hier in undurchdringlicher Finsternis — denn in solche Tiefen kann natürlich kein Licht dringen. Damit die Tiere aber ihre Nahrung finden können, sind sie gewissermaßen mit Taschenlampen ausgerüstet, nämlich mit Leuchtorganen, die aus phosphorisierenden Stoffen bestehen und in allen Farben leuchten. Also ein reines Tiefseefeuerwerk. Aber bestimmt kein Aufenthalt für unsereinen — also bleiben wir lieber davon!

Suchen wir lieber das Festland auf, denn mit festem Boden unter den Füßen fühlt man sich bedeutend sicherer. Das wären in diesem Falle die südöstlich von Neuseeland gelegenen Chataminseln, auf denen noch teilweise Menschenfresser leben sollen. Wir würden ihnen das zwar bald abgewöhnt haben, aber so recht gefällt es uns hier auch nicht. Reisen wir also weiter. Etwas westlich davon liegen die Doppelinseln Neuseeland. Räumlich sind sie nicht weit voneinander entfernt, und doch, welche Gegensätze! Die Südinsel hat eine gewisse Ähnlichkeit mit Italien, keine nennenswerten Vulkane, recht angenehmes warmes Klima. Dagegen die Nordinsel: bald ein Vulkan am andern, erloschene und noch tätige, die erst vor wenigen Jahren ungeheure Verwüstungen anrichteten und drei ganze Städte in Schutt und Asche legten. Das ist auch keine angenehme Nachbarschaft, gell? Der Erdboden ist hier ständig in unterirdischer Tätigkeit, das zeigt sich an den unzähligen heißen Quellen, die mit Zischen und Brausen emporschießen. Große schwefelhaltige siedende

Seen, Heißwasser- und Schlammgeiser, Dampflöcher, Schwefel- und Alaungrotten — das ist die Landschaft dieser Insel. Gewiß, die Hausfrauen haben es dort fein, die können das Mittagessen in die nächste heiße Quelle stellen und ohne Gas und Kohlen kochen. Auch ihre Wäsche können sie dort billig und bequem waschen. Eine feine Warmwasserversorgung, nicht wahr? Die Hauptstadt Wellington liegt „antipodisch“ etwa Madrid gegenüber und hat auch ein entsprechendes Klima.

Eine Inselgruppe, die fast auf dem 180. Längengrad liegt, heißt richtig „Antipodeninsel“ und liegt London gegenüber. Und so sehr sie uns gegenüberliegt, so sehr steht sie auch zu uns im Gegensatz. Ist hier Mittag, so herrscht dort tiefe Mitternacht, ist bei uns Sommer, so haben die Antipoden natürlich Winter. Es ist eben alles „antipodisch“. Na, ich denke, da lassen wir die Sache mit dem Tunnel doch lieber bleiben und bleiben im deutschen Lande und nähren uns redlich. Hier ist es bestimmt besser und schöner als irgendwo auf der Welt. Meint ihr nicht auch?

Etwas für kleine Rechenkünstler

Der kleine Rechenkünstler

Damit wir uns gleich verstehen: in dieser Reihe von Rechenvorteilen zeige ich euch kleine Tricks. Wir wollen uns aber darüber klar sein, daß diese überaus schnelle Art des Rechnens nur verstanden und angewandt werden kann, wenn man das gewöhnliche Rechnen, wie ihr es in der Schule lernt, verstanden hat. Wer also schulmäßig schon richtig rechnen kann, darf sich an diese Rechenvorteile wagen. Ihr werdet erstaunt sein, wie schnell ihr im Kopfrechnen dann den Klassenkameraden voraus seid. — Wer macht nun mit?

Ein neuer Rechenvorteil:

$$34 \times 36 = ?$$

Seht euch bitte diese Zahlen einmal genau an, die ihr miteinander malnehmen sollt! Beide Zahlen liegen zwischen 30 und 40 und außerdem ergänzen sich ihre Einer 6 und 4 zu 10. Da könnte man denken, daß das Ergebnis richtig herauskäme, wenn man die 4 von der 34 fortnimmt und zu der 36 zulegt, so daß man nur 30 mal 40 zu rechnen brauchte. Aber vergleicht einmal das Resultat von $30 \times 40 = 1200$ mit dem, was ihr aus der schriftlichen Rechnung herausbekommt.

$$\begin{array}{r} 34 \times 36 = \\ 204 \\ 102 \\ \hline 1224 \end{array}$$

Das richtige Ergebnis ist also um 24 größer als das Resultat von 30×40. Es ist entstanden aus 30×40 und 4×6, das heißt, es ist entstanden aus der zusätzlichen Multiplikation der beiden Einer, die sich zu 10 ergänzen.

Also noch einmal zusammenfassend:

$$\begin{array}{rl} 34 \times 36 = 30 \times 40 = & 1200 \\ + \; 4 \times \; 6 = & 24 \\ \hline = & 1224 \end{array}$$

So könnt ihr alle Aufgaben lösen, deren malzunehmende Zahl im selben Zehnerkreis liegen (40—50, 60—70, 120—130 usw.) und deren Einer sich zu 10 ergänzen ($9 + 1$, $8 + 2$, $7 + 3$, $6 + 4$, $5 + 5$ usw.).

Ich glaube nicht, daß ein solches Rechnen schwer ist! Aber man muß üben. Nehmen wir darum noch eine andere Aufgabe:

Schriftlich:

$$\begin{array}{l} 73 \times 77 = \\ 511 \\ 511 \\ 5621 \end{array}$$

Im Kopf (gewöhnliche Art):

$$\begin{array}{rl} 10 \times \; 77 = & 770 \\ 7 \times 770 = & 5390 \\ 3 \times \; 77 = & 231 \\ \text{also } 73 \times \; 77 = & 5621 \end{array}$$

Mit unserem Rechenvorteil geht es leichter und schneller:

$$\begin{array}{rl} 7 \text{ Zehner} \times 8 \text{ Zehner} = & 5600 \\ 3 \text{ Einer} \times 7 \text{ Einer} = & 21 \\ \hline & 5621 \end{array}$$

Schon aus dieser Gegenüberstellung erseht ihr, daß unser Rechenvorteil den kürzesten Weg einschlägt, und daß wir Zahlen miteinander malnehmen können, deren Multiplikation uns sonst doch verschiedene Kopfzerbrechen macht. Löst nun die folgenden Aufgaben:

$31 \times 39 = ?$ $47 \times 43 = ?$
$24 \times 26 = ?$ $66 \times 64 = ?$

Brieffreundschaft gesucht!

Inzwischen haben sich wieder viele Jungen und Mädel gemeldet, die Brieffreundschaft mit Gleichaltrigen suchen. Teilt mir bitte eure Adressen mit, damit ich den Austausch vornehmen kann. Das kostet selbstverständlich nichts. Wer mitmachen will, schreibe mir Namen, Alter und den Wunsch, welcher Gau bevorzugt wird. Fritz.

Was wollen wir spielen?

Wo ist dein Fingerhut?

Bei einer Geburtstagsfeier sagte die Frau zu ihren Gästen: „Jetzt wollen wir einmal den Fingerhut suchen. Ich verstecke ihn nicht, sondern stelle ihn ganz offen irgendwo hin. Wer ihn dann sieht, setzt sich schnell, aber sagt es niemand, wo er ihn gesehen hat. Wer zuletzt zum Sitzen kommt, hat das Spiel verloren und muß ihn dann zum neuen Spiel woanders hinstellen.“

Nachdem die Gastgeberin den Fingerhut im Nebenzimmer an einen Ort gebracht hatte, rief sie uns, und dann fing das Suchen an. Es dauerte eine ganze Weile, ehe sich der erste von uns setzen konnte, und als später der letzte wiederholt an dem Fingerhut vorbeiging und vorbeisah, gab es ein schallendes Gelächter. Ihr glaubt gar nicht, wie leicht man einen kleinen Gegenstand, wie es ein Fingerhut ist, übersehen kann. Das eine Mal stand er auf einem Fensterwirbel, das andere Mal auf einem Bilderrahmen, ein dritter hatte ihn auf eine Lampe gesetzt. Einer war ganz schlau, der hatte ihn mitten auf den Tisch neben der Blumenvase gestellt, und doch sahen ihn die meisten erst nach mehrmaligem Hingucken. Denn zuerst dachte niemand daran, daß er so offensichtlich vor unseren Augen stehen könne.

Wenn ihr das nächste Mal mit euren Freunden zusammen seid, dann versucht dieses Spiel einmal. Es wird euch allen viel Freude machen.

Neue Preisaufgabe!

Im Lande von Tausend und einer Nacht ist der reiche Scheich Mohammed Ali gestorben. Alle Bekannten trauern um den Tod des guten Mannes. Als er dann nach den frommen Sitten der Moslem zu Grabe getragen ist, erhebt sich unter den drei Söhnen, die er als Erben hinterläßt, ein Streit, denn sie können sich um das Erbe nicht einig werden. Das ist nicht schön, sondern sehr häßlich, nicht wahr? — Sie konnten sich nämlich nicht einigen, weil sie die 17 Kamele, die ihnen ihr Vater hinterließ, unter sich teilen sollten. Vor allem hatte der Vater im Testament bestimmt, daß der erste Sohn die Hälfte, der zweite ein Drittel, der dritte ein Neuntel von der Anzahl der Kamele bekommen sollte. Wie sollten sie teilen? Denn die Rechnung ging nicht auf, ohne ein Kamel zu zerteilen. Und das wollten die Söhne nicht, denn sie wollten lebendige Kamele zum Reiten und Lastentragen haben.

In ihrer Not begaben sich die drei Brüder zum klugen Ali Baba, dem Fürsten, und trugen ihm die Sache vor. Der hörte die drei an, dann sagte er: „Ich kannte euren Vater, er war ein kluger und gerechter Mann. Darum soll das Erbe gerecht verteilt werden. Ich werde euch dabei helfen.“ Und das tat Ali Baba auch. Und sie teilten die Kamele gerecht, ohne daß eins zerteilt werden mußte. Der Aelteste bekam wirklich die Hälfte der Kamele, der zweite Bruder bekam sein Drittel und der Jüngste ein Neuntel. Und alle waren dem klugen Ali Baba sehr dankbar. Wie hat er das angestellt? Wie war das möglich? Schreibt mir die Lösung bis zum 15. **November 1939** an die **„Kinderwarte“ der „Reichs-Elternwarte“, Berlin C 2, Wallstraße 17—18.** Ich setze als Gewinne für diese hübsche Denksportaufgabe aus: einen 1. Preis in Höhe von 10,— RM., einen 2. Preis in Höhe von 5,— RM. und fünf Trostpreise in Gestalt von wertvollen Jugendbüchern.

Also auf, ihr Rechenkünstler, schreibt mir, wie der kluge Ali Baba diese schwere Rechnung gelöst hat.

Kinder, die uns Sorgen machen

„Ungezogene Kinder"

Jede Mutter hat schon die Beobachtung gemacht, daß ihr Kind am Tage vor dem Ausbruch einer Krankheit besonders ungezogen war. Dann seufzt die Mutter verstehend auf: Das also war es! Schon gestern hat sich das Kind krank gefühlt, und deshalb ist es so launenhaft und quengelich gewesen. Und das Kind tut ihr hinterher noch leid, wenn sie es wegen dieser Ungezogenheiten gescholten oder gar gestraft hat.

Wie ist dem Kinde zu helfen? Wir Erwachsenen sind besser dran. Auch wir sind nicht jeden Tag gleichermaßen zur Arbeit gestimmt, einmal sind wir niedergedrückt, ein ander Mal zerfahren, ein drittes Mal unausgeschlafen; und es bedarf einer gehörigen Willensanstrengung, sich aus solchen Stimmungen herauszureißen. Die es nicht tun, nennen wir launenhafte Menschen, mit denen man nicht gern Umgang hält. Untersuchen war aber den Grund *unserer* Verstimmung, so finden wir seelische Depressionen, Magenverstimmungen, zu kurze Nächte, zu wenig Bewegung, zu viel Aufenthalt in wenig gelüfteten Zimmern, zu niedriger Luftdruck oder allgemein schlechtes Wetter als Ursache. Damit haben wir eine Erklärung für *unsere* Verstimmung und — reißen uns heraus. — Aehnlich geht es auch dem Kinde. Auch das Kind ist zuweilen unausgeschlafen, es hat — meist durch unser Zutun oder Zureden — zuviel oder zu schwere Sachen gegessen, war zu wenig an frischer Luft. Das alles drückt auf seinen Gemütszustand; es wird launisch, weiß nicht, was es will — ist also ungezogen. Sehr häufig ist auch mangelnde Bewegungsfreiheit der Grund. Das im Wachstum stehende Kind hat nämlich einen viel größeren Drang nach Bewegung als wir Erwachsenen. Es möchte sich auslaufen, austollen, möchte springen und rangen. Wie aber, wenn es bei schlechtem Wetter oder durch die Großstadtverhältnisse gezwungen ist, sich stundenlang im Zimmer aufzuhalten? — Auch ein Kind kennt seelische Depressionen. Die Stimmung des Elternhauses beeindruckt ein Kind mehr als wir annehmen möchten. Herrscht in der Familie Zank und Streit, oder ist die Mutter so oft seelisch gedrückt — es färbt leicht auf das Kind ab und versetzt es in einen melancholischen oder gereizten Zustand. Besonders stark aber kann Schlaflosigkeit und Einsamkeit ein Kind verändern. Insofern ist man durchaus berechtigt, Ungezogenheiten der Kinder auf unnormalen Körper- und Seelenzustand des Kindes, also auf Krankheit, zurückzuführen.

Erziehen ist helfen. Wenn wir die Ursachen der Ungezogenheiten beseitigen, verschwinden diese Ungezogenheiten von selbst. Ermahnen: du sollst nicht so ungezogen sein! hilft nichts, denn das Kind ist ja nicht aus Ueberlegung ungezogen. Das Kind ist unzufrieden mit seinem (körperlichen oder seelischen) Zustand, und aus dieser Unzufriedenheit begeht es dann die Ungezogenheiten. Eine rechte Mutter sollte ihr Kind soweit kennen, ob die Ungezogenheit nicht doch eine solche Unzufriedenheit zur Ursache hat. Helfen wir dem Kinde also zu einem gesunden Körper, zu einer gesunden Seele. Genügend Schlaf, nicht zuviel Nahrung und leichte Kost. Also möglichst kein Fleisch, weniger Fett, nicht zuviel Milch, dafür viel Gemüse und Obst! Hier rechtes Maß halten, ist zwingende Voraussetzung. Wenn ein Kind nach längerem Aufenthalt im Zimmer oder auf engem Balkon unruhig zu werden beginnt, soll man es ins Freie bringen. Möglichst auf Plätze oder in Anlagen, wo es sich austollen kann! Und dann vor allem: verschaffen wir dem Kinde Kameradschaft. Das Kind will unter seinesgleichen sein, das ist ein Naturgesetz! Und weiter: lassen wir ein Kind nie untätig sein! Geben wir ihm die Beschäftigung, die es liebt. Dann kommt das Kind von selbst nicht auf „dumme" Gedanken. Wenn es nun so gern mit einem Kochtopf spielt, zwingen wir es doch nicht, sich mit den Geburtstagsgeschenken, die es vielleicht gar nicht mag, zu beschäftigen. — Ja, so werden viele Mütter antworten, tun wir das als vernünftige Eltern nicht schon alles? Und dennoch hört die Ungezogenheit nicht auf! Ich glaube, wir betrachten das Kind immer noch zu sehr als angehenden, also kleinen Erwachsenen — Miniatur-Erwachsenen —, ich glaube, wir denken zu wenig an die Neigungen und Bedürfnisse des Kindes. Da sieht man die Eltern mit Kindern in den Kaffeehäusern sitzen, die Eltern lauschen der Musik und die Kinder sollen still sitzen! Aber das fällt denen gar nicht ein, denn die Musik verstehen sie noch nicht und interessiert sie darum nicht. Sie möchten viel lieber beim Kapellmeister stehen und ihn nachahmen. Das Kind will sich bewegen können, will fragen dürfen. Das aber stört die Eltern hier und es ist „ungezogen"! Oder: die Eltern gehen des Sonntags durch die Anlagen spazieren, Schritt für Schritt, die Kinder als kleines Abbild etwa zwei Schritt davor. Das halten gesunde Kinder natürlich nicht lange aus, bald beginnen sie, sich zu haschen, zu laufen, zu stolpern. Natürlich nehmen sie keine Rücksicht auf die Sonntagskleider. Also sind die Kinder auch jetzt „ungezogen". Viele solche Gelegenheiten gibt es, die die Kinder zur Ungezogenheit geradezu herausfordern. Ihnen sollten die Eltern aus dem Wege gehen. Dazu gehört auch der Nachmittagsbesuch mit anschließendem, endlosem Kaffeetrinken. Wie kann da ein Kind dauernd still sitzen! Wer den Besuch von Verwandten oder Bekannten mit kleineren Kindern gern sieht, der sollte sich die kleine Mühe machen, und einiges vernünftige Spielzeug bereithalten, ein paar Bauklötzchen, etwas Bastelmaterial usw. Obschon die Kinder im Elternhause vielleicht noch „bessere" Bauklötzchen haben oder dort viel praktischeres Bastelmaterial vorfinden, spielen sie doch am liebsten bei der Tante oder der Großmutter, weil das Spielzeug „anders" und damit „besser" ist. Natürlich muß das Kind diese Spielzeuge als das Eigentum der Tante oder der Großmutter achten lernen.

Es gibt Eltern, die zu ihren Kindern kaum etwas anderes sprechen als: „Tue das nicht! . . . Nun hast du schon wieder . . .! Sei nicht so ungezogen! . . ." Zur rechten Erziehung gehört viel Liebe und noch viel mehr Verstehen und — viel Nachdenken. Wer sich ernstlich bemüht, die Ungezogenheiten nicht immer nur zu verbieten und zu bestrafen, sondern die Ursachen aufdeckt, um die Kinder davon zu heilen, der wird eine große Freude an dieser Aufgabe haben. M.

Kurzweil am Feierabend

Spruch-Versteck-Rätsel

In die Figur sind von links nach rechts folgende Wörter einzutragen: 1. Baustoff (Mehrzahl), 2. männlicher Vorname, 3. deutscher Dichter († 1781), 4. Nutzpflanze, 5. der Wolf in der Tiersage, 6. Sonderform einer Art, 7. Schwächeanfall, 8. anderer Name für Rettich, 9. Gartenpflanze, 10. gewalztes Metall, 11. Flußinsel, 12. Hochschullehrer, 13. männlicher Vorname, 14. Bezahlung des Ueberbringers, 15. Gesichtsfarbe, 16. Eingang. (ch = 1 Buchstabe.) Die vorhandenen Buchstaben sind Wortteile.

Die Buchstaben in dem inneren umrandeten Teil der Figur ergeben, durchgehend von links nach rechts gelesen, ein Wort von Goethe.

Silbensuchen

Verheiratung, Augenlider, Waage, Gedeihen, Nebenbahn, Befreiung, Fahrenheit, Durchlaucht, Selbstbinder, Nibelungen, Verherrlichung, Fälschung.

In den obenstehenden Wörtern ist je eine Silbe eines Wortes von Arthur Schopenhauer enthalten.

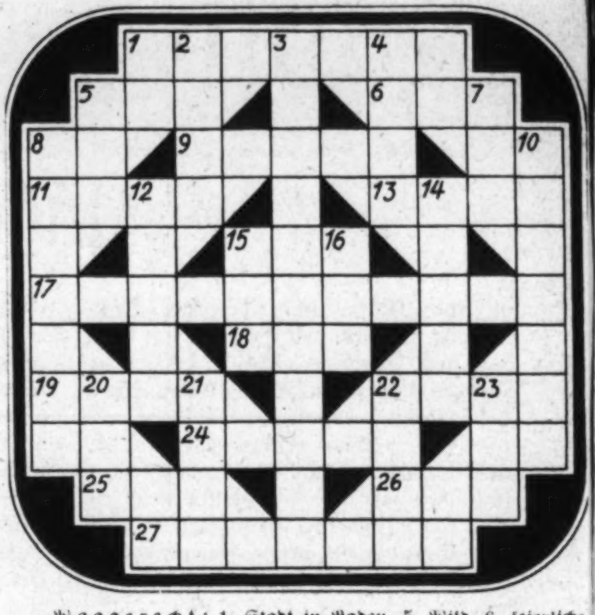
Rätsel-Auflösungen aus Heft 19

Spruchergänzungsrätsel. 1. Film, 2. Ukas, 3. Exil, 4. Hupe, 5. Ring, 6. Edda, 7. Ruhr, 8. Sieb, 9. Erik, 10. Isar, 11. Main, 12. Schah, 13. Lupe, 14. Etui, 15. Gras, 16. Anis, 17. Rost, 18. Band, 19. Kuli, 20. Rose. — Fuehrer sein heißt, die Verantwortung für die Geführten bis ins letzte selbst tragen.

Spruch-Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Buru, 5. Umea, 10. Ahr, 11. Enz, 13. Muehle, 16. Cab, 17. Haue, 18. sie, 19. Krume, 21. Pinsel, 24. Stolze, 26. Blase, 28. Ith, 29. Arno, 30. Met, 31. Ebenen, 33. Ule, 34. rot, 37. Benn, 38. Earl. — Senkrecht: 2. USA., 3. Ruhm, 4. Unruhe, 5. Ukelei, 6. Mine, 7. Enz, 8. Gluck, 9. Etzel, 12. Karotte, 14. Hupe, 15. Gießer, 18. SS., 20. Mal, 22. Nil, 23. Hexe, 24. Silur, 25. Zabern, 26. Boerse, 27. Ethik, 31. Elan, 32. Nova, 33. Ute, 35. Tor. — Waagerecht 8 und 36: Gesunde Kinder — starkes Volk.

Scherz-Bilderrätsel. Elternhaus.

Kreuzwort-Rätsel



Waagerecht: 1. Stadt in Baden, 5. Wild, 6. feierliche Beteuerung, 9. Stadt in Nordfrankreich, 11. Nährmutter, 13. italienischer Fluß, 15. Getränk, 17. Schutzmannschaft, 18. Raubtier, 19. vertonte Dichtung, 22. Teil des Beines, 24. Singvogel, 25. Nebenfluß des Rheins, 26. Mineral, 27. männlicher Vorname.

Senkrecht: 2. Schusterwerkzeug, 3. Raubzeugfalle, 4. Steinkohlenprodukt, 5. europäische Hauptstadt, 7. russischer Strom, 8. Blattgemüse, 10. Felsen am Rheinufer, 12. alte Bezeichnung für Liebe, 14. Auszeichnungen, 15. geographischer Begriff, 16. straußenähnlicher Vogel, 20. Berg auf der Insel Kreta, 21. Körperorgan, 22. Futterpflanze, 23. Nebenfluß der Donau.

Erfolgreich bewerben -

bedeutet heute nicht mehr, irgendeine Stellung zu erhalten, sondern sich ein Arbeitsgebiet erschließen, das den eigenen Wünschen entspricht und entwicklungsreich ist. Widmen Sie aus diesem Grunde Ihrer Bewerbung volle Aufmerksamkeit und lesen Sie das Buch

Neue Stellung durch richtige Bewerbung

Von Alfred Gürteler Preis RM 1.— Durch den Buchhandel zu beziehen oder über den Verlag

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT HAMBURG

Gesunde Zähne - gesunder Körper!

Chlorodont

wirkt abends am besten

für alle Anschaffungen

Emil Köster

bisher Defaka

Oetker-Pudding mit Früchten eine köstliche Erfrischung!

An Firma Dr. August Oetker, Bielefeld

Senden Sie mir kostenlos die Rezeptblätter: „Oetker-Pudding mit Früchten"
„Wenn Besuch kommt"
„So backen wir gut mit wenig Fett"

(Nichtgewünschtes bitte durchstreichen.)

Name: ______

Wohnort: (Postort) ______

Straße: ______

Togal gegen **Rheuma**

Togal ist hervorragend bewährt bei

Rheuma	**Nerven- und**
Ischias	**Kopfschmerz**
Hexenschuß	**Erkältungen**

Unzähligen haben Togal-Tabletten rasche Hilfe gebracht. Die hervorragende Wirkung des Togal ist von Ärzten u. Kliniken seit 25 Jahren bestätigt. Keine unangenehmen Nebenwirkungen. Haben auch Sie Vertrauen und machen Sie noch heute einen Versuch — aber nehmen Sie nur Togal!

M 1.24 In allen Apotheken

Kostenlos erhalten Sie das interessante, farbig illustrierte Buch „Der Kampf gegen den Schmerz", ein Wegweiser für Gesunde und Kranke, vom Togalwerk München 27 Z.

LINDBERG
Größt. Hohnerversandhaus Deutschlands
München, Kaufingerstr. 10

Bitte notieren Sie unsere neue Anschrift

Hanseatische Verlagsanstalt A.-G.
Anzeigenverwaltung
HAMBURG 36, Ausgabe

Kräftige Kinder

erfreuen jede Mutter. Gesund, regsam und immer guter Dinge sollen sie sein. In der Tat: Kalk-Fluorid macht stark und lebenstüchtig, gibt dem Körper, was der Körper braucht. Erhöhtes Wohlbefinden durch natürlichen Stoffaufbau auch für Sie und Ihre Lieben? Dann eine Mineral-Kur mit dem wertvollen

KALK-FLUORID

Wahrer Segen für Mutter und Kind
Proben und Prospekte sendet Ihnen
HOMOIA Karlsruhe 0 309 c

Hess-Harmonikas

10 Knopftast. 4 B 8.- an
21 Knopftast. 8 B 16.- an
Club ab 26.-

Mit Rundschliffstimmen

21 Tasten 8 Bässe 20.- an
25 „ 12 „ 33.- „
25 „ 24 „ 46.-52.- M.

Garantie!

30 Tasten 24 Bässe 65.- an
34 „ 48 „ 81.- „
34 „ 80 „ 88.- „
41 „ 120 „ 120.- „

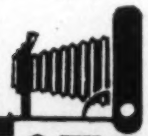
Bunter Katalog umsonst! Täglich Dankschreiben! Alle Musikinstrumente so preiswert in großer Auswahl

E. Hess Nachf. Alle Musik von
Klingenthal-Sa. 329

Die Schwesternschaft des Ev. Diakonievereins
Berlin-Zehlendorf, Glockenstraße 8
stellt deutsche evangelische Mädchen als
Kranken- und Säuglingspflegeschülerinnen ein.
21 Kranken- und Säuglingspflegeschulen
in allen Teilen Deutschlands.

Ausbildung kostenlos. Alter 18 bis 30 Jahre. Ausbildungsdauer bei Mittel- oder Oberschulabschluß $1\frac{1}{2}$ bzw. 2 Jahre. Bei Volksschulabschl[illegible] vorher ergänzende Aufbaubildung. Auskunft u. Pr[illegible] durch obige Anschrift.

Anzeigenschluß für die Nummer 22 ist am 18. September 1939



FOTO

Großkatalog m. 300 sprechenden Bildern — herausnehmbarer Belichtungs-Uhr — und **Hauszeitschrift kostenlos.**
5 Tage Ansicht
Tausch · Teilzahlung
10 Monatsraten.
PHOTO SCHAJA
MÜNCHEN E 123
Der Welt größte Leicaverkaufsstelle

Am Feierabend ein gutes Buch!

Es gibt keine schönere Erholung, Besinnung, Sammlung und innere Einkehr schenkt uns das gute Buch. Nehmen Sie einen Band der Deutschen Hausbücherei zur Hand. Sie können keinen besseren Gefährten für Ihren Feierabend finden. Was die Deutsche Hausbücherei ist? Fordern Sie noch heute kostenlose und unverbindliche Zusendung ausführlicher Verzeichnisse. Es lohnt sich für Sie!

Kein Eintrittsgeld! Keine Pflichtbände!
Umfangreiche Zeitschrift!

Deutsche Hausbücherei, Hamburg 36
Schließfach 233

Efasit-Wettbewerb

40 Mark in bar für 40 Worte!

Heute wenden wir uns an Sie alle! Wir wollen ein kurzes Urteil der Efasit-Verbraucher über ihre Erfahrungen mit den Efasit-Fußpflege-Präparaten, sei es mit Fußbad, Fußpuder, einem der beiden anderen Präparate oder mit allen zusammen. Sagen Sie uns dies in 40 Worten! Einfache, überzeugende Worte sind oft wirksamer als eine gesuchte Ausdrucksweise. Wir wünschen keine Übertreibungen, sondern sachliche Urteile. Es kann u. soll sich also jeder beteiligen! Wer aber Efasit nur dem Namen nach kennt, soll an diesem Wettbewerb nicht teilnehmen. Wir wollen Berichte von denen, die Efasit ausprobiert haben u. anwenden!

Wir zahlen jeden Tag 40 Mark

für die beste eingehende Lösung, und zwar bis 16. Oktober 1939, ausgenommen Sonn- und Feiertage. Die 40 Mark gehören Ihnen, wenn Ihre Einsendung — es dürfen weder mehr noch weniger als 40 Worte sein — die beste des Tages ist, an dem sie eingeht. Jeder Preisträger wird binnen 3 Tagen telegrafisch verständigt, der Gewinn wird sofort in bar ausbezahlt. Name und Lösung werden im Völk. Beobachter veröffentlicht. Einzel-Anfragen können nicht beantwortet werden. Das Preisgericht setzt sich zusammen aus den Herren:

Dr. Max Reschreiter, Rechtsanwalt, München
Hanns Lechner, Gaufachschaftsleiter NSRDW, München
Kurt Hoffendahl, Drei-Kronen-Drogerie, München
Dr. F. A. Schmitt, Direktor, München } Vertr.: Paul Offinger, Insertionschef, München
Dipl.-Kaufmann Anton Ott, München }

Die Preisrichter sind in ihrer Entscheidung unabhängig, sie ist endgültig u. unanfechtbar. Die Einsendungen sind zu richten an:

Efasit-Vertrieb Togalwerk München 27/100a Postfach Nr. 6

Die Efasit-Präparate: Efasit-Fußbad, Efasit-Fußcreme, Efasit-Fußpuder und Efasit-Hühneraugentinktur, finden überall begeisterten Anklang. Mit Efasit erhält man die Füße gesund und leistungsfähig und geht erfolgreich an gegen Hühneraugen, Hornhaut, Schwellungen, Fußschweiß, Blasen, wunde Stellen — kurz, gegen die vielfachen Beschwerden empfindlicher oder stark beanspruchter Füße. Allen, die viel gehen oder stehen müssen, ist Efasit wegen seiner erfrischenden, anregenden Wirkung hochwillkommen. Vielerorts klärt unser Riesenfuß an Plakattafeln und Litfaßsäulen über die Efasit-Fußpflege auf.

Efasit-Fußbad (8 Bd.) M -.90	Efasit-Fußcreme .... M -.55
Efasit-Fußpuder .... M -.75	Efasit-Hühneraugentinktur M -.75

Efasit ist zu haben in Apotheken, Drogerien u. Fachgeschäften.

Efasit Fusspflege

Verlag der „Reichs-Elternwarte": Heinrich Beenken, Berlin C 2, Wallstraße 17—18
Hauptschriftleiter: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow
Anzeigenverwaltung: Hanseatische Verlagsanstalt A.-G. Anzeigenverwaltung, Hamburg 36 Ausgabe, Fernruf 32 17 81, Postscheckkonto: Hamburg 134 75. Gültige Anzeigen-Preisliste Nr. 2. DA. II. Vj. 1939: 133 951. Verantwortlich für den Anzeigen- und geschäftlichen Teil: Anton Chudzinski, Hamburg 1. Alsterdamm 26. Kupfertiefdruck: Heinrich Beenken, Berlin C 2.

Abend an der Weichselniederung
Aufnahme: Dr. Croy